

aviso

4|2011



Zeitschrift für Wissenschaft und Kunst in Bayern

MAX DORNER HAT SICH IN BAYERISCHE HEILIGE VERLIEBT // **HERBERT PÖHNL** FOTOGRAFIERT HINTERBAYERN // **HANS KRATZER** SCHAUT DA GENAU HIN // **ANTONIO PELLEGRINO** SUCHT HEIMATSPUREN // **NORA GOMRINGER** SCHWÖRT AUF RHABARBERSCHORLE IM PELIKAN // **REINHARD WITTMANN** STEMMT SICH GEGEN SPRACHVERNORDUNG // **MANFRED PRENZEL** BERICHTET VON DER SCHOOL OF EDUCATION // **DIETER HANITZSCH** PORTRÄTIERT **MARTIN KUŠEJ**



HEIMAT



Vlast oder Domov | Patricia Preuß | Seite 16



Die Dinge zeigen wie sie sind | Hans Kratzer | Seite 22



Heimat – muss das sein? | Antonio Pellegrino | Seite 28



Erinnerungsraum Heimat | Sarah Scholl-Schneider | Seite 32

EDITORIAL 3

WORAUF ICH MICH FREUE 4

AUS MEINEM SKIZZENBUCH 5

Martin Kušej, Intendant des Bayerischen Staatsschauspiels, in Szene gesetzt von Dieter Hanitzsch.

AVISIERT 6

BAYERNS VERBORGENE SCHÄTZE 8

REISETIPPS FÜR SCHATZSUCHER

die nicht in jedem x-beliebigen Reiseführer stehen, von Martin Wölmüller.

COLLOQUIUM

HEIMAT

SPRACHHEIMAT UND HEIMATSPRACHE 10

eine Polemik, ach was, eine Wehklage und ein gesalzenes Donnerwetter von Reinhard Wittmann über das Verschwinden der süddeutschen Sprachkultur.

VLAST ODER DOMOV:

HEIMAT ODER ZUHAUSE? 16

Tschechische und deutsche Schriftstellerinnen und Schriftsteller – Thomas Klupp, Josef Moník, Norbert Niemann, Markéta Pilátová, Silke Scheuermann, Kerstin Specht, Alena Zemančíková und Tomáš Zmeškal – haben in Eger über »Heimat« hüben und drüben nachgedacht, diskutiert, geschrieben. Mit einer Einleitung von Patricia Preuß.

DIE DINGE ZEIGEN WIE SIE SIND..... 22

Herbert Pöhl fotografiert »Hinterbayern« von hint und vorn und hinterkünftig allemal. Eine Hommage von Hans Kratzer.

HEIMAT – MUSS DAS SEIN?..... 28

Anmerkungen eines Grenzgängers, der zwischen Patria und Heimat ein neues Zuhause gefunden hat.

Antonio Pellegrino

ERINNERUNGSRAUM HEIMAT 32

Weil die Zeit für's Zuhören knapp wird, erzählen in einem Projekt der Universität Augsburg Heimatvertriebene ihre Lebensgeschichten. Sarah Scholl-Schneider

KANN MAN NACH HEILIGEN SÜCHTIG

WERDEN? 36

Wo sonst, wenn nicht in Bayern, meint Max Dorner, und der muss es wissen.

AVISO EINKEHR 42

DER BAMBERGER PELIKAN

Über eine kulinarische Symbiose zwischen Franken und dem fernen Osten gerät Nora Gomringer ins Schwärmen und Schwelgen.

WERKSTATT 44

LEHRERBILDUNG FÜR DIE SCHULE

VON MORGEN

Dafür hat die Technische Universität München – mit Unterstützung der Unternehmerin Susanne Klatten – ein neues Studienangebot eingerichtet. Manfred Prenzel

RESULTATE 48

DAS KLEINE MUSEUM

Wie aus einem alten Postamt ein Raum für Kunst wird, zeigt die Unternehmerin Laura Krainz-Leupoldt.

Götz Gemeinhardt

POSTSKRIPTUM/IMPRESSUM 50

PETER ENGEL: WIE ICH ES SEHE.....51



Dr. Wolfgang Heubisch, Bayerischer Staatsminister für Wissenschaft, Forschung und Kunst

LIEBE LESERINNEN, LIEBE LESER,

Von Heimat zu sprechen, war lange verpönt. Das klang nach Blut und Boden-Ideologie, nach Heimatfilm und süßlicher, falscher Idylle. Heute ist Heimat wieder »in«. Ein Indiz: Ganz München trägt zur Wies'nzeit wieder Dirndl und Lederhosen. Nur eine inhaltsleere Modeerscheinung oder steckt mehr dahinter? Edgar Reitz ist es wohl gewesen, der mit seiner großen Heimat-Film-Trilogie den Heimatbegriff wieder salonfähig gemacht hat. Man denkt wieder über Heimat nach. Vielleicht, weil die Menschen nach Halt suchen im Zeitalter der Globalisierung, angesichts des rasanten Wandels, aber auch der Vereinheitlichung, etwa von Konsumgütern, von Sprache. Durch eine in der Menschheitsgeschichte nie dagewesene Mobilität rücken die Kontinente einander näher. Wir sind weltweit elektronisch vernetzt und nehmen medial teil an Ereignissen, die am anderen Ende der Welt geschehen. Viele Menschen sind biografisch mit zwei oder mehreren Kulturen verbunden. In dieser Welt fangen wir an darüber nachzudenken, wo unsere Wurzeln sind, wo wir hingehören, – oder: ob wir überhaupt irgendwo hingehören, ob es eine Identität gibt, die mehr ist als ein Fächer individueller Vorlieben wie bei der Facebook-Identität. Schon der Begriff »Heimat« lässt sich kaum in andere Sprachen übersetzen. Heimat hat etwas zu tun mit der Umgebung, ist eine regionale Prägung. In der Sprachfärbung der Herkunft trägt man Heimat in sich. Heimatgefühl, das ist Geborgenheit, Sehnsucht, Nostalgie – denn Heimat ist das, was fehlt, wenn man sich entfernt, und ja, auch sich verklärt: Heimat nährt sich aus der Erinnerung. Und daher muss Heimat erzählt werden. Und daher dieses Heft.

WORAUF ICH MICH FREUE

LUKAS TURTUR



DAS RESI KENNE ich, seit ich denken kann, schon tausendmal bin ich hier vorbeigeradelt. Und bald werde ich auf dem Fahrrad mit meinem Rucksack über den Odeonsplatz zur Vorstellung gleiten. Und drinnen im Theater, im Resi, warten meine Garderobe und ein Kostüm auf mich und ich darf auf eine der schönen Bühnen für ein paar Stunden in eine andere Welt verschwinden. Darauf freue ich mich sehr und hoffe, dass es bald soweit ist.

Schon vor einigen Wochen haben die Arbeiten zum Neustart am Residenztheater begonnen. Etwa 400 Mitarbeiter aus den verschiedensten Bereichen wie Schneiderei, Kostümfundus, Schlosserei, Licht, Technik, Schreinerei, Verwaltung, Dramaturgie, Kostüm und Bühnenbild und natürlich die Regisseure und Schauspieler bereiten das Eröffnungswochenende mit den Stücken »Das weite Land«, »Halali«, »Zur Mittagsstunde« und »Eyjafjallajökull-Tam-Tam« vor. Auch die bald drauf folgenden Premieren von »Die Götter weinen«, »Kasimir und Karoline« und »Wer sich traut reißt die Kälte vom Pferd« werden bereits geprobt und vorbereitet. Alles strebt darauf zu, die Türen und Tore des Theaters weit zu öffnen und das Geschaffene – ob schön oder hässlich – dem Publikum entgegen zu schmettern.

GLEICHZEITIG SIND ALLE erst dabei, sich kennen zu lernen. Ich begegne Menschen, die sich freuen, das neue Ensemble kennen zu lernen und deren hoffnungsvolle Erwartung daran erinnert, dass es hier Großartiges zu schaffen gilt.

Vor allem meine Schauspielkollegen zu treffen und von Mal zu Mal ein wenig mehr über sie zu erfahren, ist eine besondere Freude. 54 emotionalen, oftmals egozentrischen und aufmerksamkeits- und geltungsbedürftigen Menschen zu begegnen und mit ihnen zu arbeiten, kann unter Umständen gelinde gesagt die Hölle sein – besonders wenn man selbst zu diesem Schlag gehört.

Nicht allen Theatern gelingt es, eine so explosive Gruppe mit so viel Energie, Talent und Ansprüchen, wie sie sich gerade am Residenztheater versammelt hat, zu einem gemeinsamen Momentum zu führen. Doch die spannungsvolle Stimmung, die derzeit herrscht, die große Neugier, mit denen sich Spieler begegnen, und die Lust, eine große, gemeinsame Aufgabe zu bewältigen, sind vielversprechende Indikatoren, dass bald in München – und weit darüber hinaus – die Erde bebt.

DAS SCHÖNE, REICHE und etablierte München ist nicht der einfachste Ort, um sich suchend und experimentierend, ob in Musik, Theater oder Kunst, auf die Reise zu begeben. Und so freut es mich, und ich denke auch viele andere junge und alte Münchener, dass in dieser Stadt ein neues, offenes Theater entsteht. Hier wird man einerseits die großen Namen des Theaters bewundern können und andererseits dazu eingeladen, das Theater als einen zentralen Ort für sich selbst zu entdecken. Ich freu mich besonders darauf, in der hoffentlich bald entstehenden neuen Theater-Bar mein Unwesen zu treiben und mir die Meinungen der verschiedensten Zuschauer um die Ohren hauen zu lassen. Hier sollen alle die Möglichkeit haben, dem ganzen wilden Treiben nahe zu sein, sich mitreißen und inspirieren zu lassen – oder aber sich fulminant zu langweilen. Daraus entsteht neue kreative Kraft, und das macht das Residenztheater zu einem lebendigen, offenen Treffpunkt.

Es sind die Stücke und Inhalte, die Diskussionen und Streitpunkte, auf die ich mich freue. Zu erleben, wie Stücke lebendig werden, und am Schluss die Freude des Publikums im Applaus zu spüren.

Lukas Turtur ist Schauspieler am Bayerischen Staatsschauspiel.

Diebstahl AUS MEINEM SKIZZENBUCH MARTIN KUŠEJ INTENDANT DES BAYERISCHEN STAATSSCHAUSPIELS



DON'T CRY, WORK!



**FIGURENTHEATERFESTIVAL
ÜBER MENSCHEN**
München
19.10.2011-30.10.2011

Die Puppen tanzen wieder – zu sehen sind diesmal 26 Inszenierungen aus acht Ländern, mit einem Schwerpunkt auf Marionettentheater und einem zweiten auf Figurentheater, das sich mit unserer sozialen und politischen Realität beschäftigt. www.figurentheater-gfp.de



**AUSSTELLUNG
MENSCHMIKROBE
DAS ERBE ROBERT KOCHS
UND DIE MODERNE
INFEKTIONSFORSCHUNG**
Deutsches Museum
München
noch bis 15.01.2012

Bakterien, Viren und Parasiten – von Mikroben fühlt mensch sich meist diffus bedroht, aber was weiß man schon über diese winzigen Wesen? Hier bieten interaktive Exponate und anschauliche Texte auch dem Laienpublikum und Kindern Einblick in den heutigen Wissensstand. Audio-Features vergegenwärtigen die Bedeutung historischer Seuchenereignisse. Präsentiert von der Deutschen Forschungsgemeinschaft und dem Robert Koch-Institut in Zusammenarbeit mit der Stadt München und dem Deutschen Museum im Deutschen Museum. www.menschmikrobe.de



**AUSSTELLUNG
ZIMMER, KÜCHE, BAD.
DAS INTERIEUR IN DER KUNST VOM
BIEDERMEIER BIS ZUR GEGENWART**
Museum Kulturspeicher
Würzburg
05.11.2011-22.01.2012

Interieurbilder bieten Einsichten in private Gemächer oder Arbeitsräume, verraten viel über das Seelenleben ihrer Bewohner und verweisen auf die Sozial- und Kulturgeschichte ihrer Entstehungszeit. Feine Licht- und Farbnuancen inszenieren die Räume stimmungsvoll. Seit dem Expressionismus und in der Kunst der Gegenwart entpuppt sich das Idyll als Schein, werden Dissonanzen und Brüche in der Konstruktion bürgerlicher Normen und Werte des Wohnens sichtbar. Zu sehen sind Werke aus dem Bestand der Städtischen Sammlung, ergänzt um Leihgaben anderer Museen, die in Dialog mit zeitgenössischer Kunst in Form von Video, Installation und Malerei treten. www.kulturspeicher.de

**AUSSTELLUNG
VON DER KRONE ZUM BÜRGER
SCHACH IN DER HÖFISCHEN UND
BÜRGERLICHEN KULTUR VON 1750-1850**
Museum der Stadt Grafing
Grafing
01.10.2011-26.02.2012

Das Spiel der Könige war zunächst Privileg des Adels, bis das Bürgertum in der Zeit der Aufklärung das Spiel eroberte. Der Übergang vom Adelssalon in den öffentlichen Raum – nämlich in das Schachcafé – steht im Zentrum der Ausstellung. Gezeigt wird die Grafik-Sammlung des Instituts für Spielforschung an der Hochschule Mozarteum Salzburg mit Schach-Allegorien aus dem 18. Jahrhundert, ergänzt durch Leihgaben der Grafischen Sammlung München sowie aus Privatsammlungen von Mitgliedern der Chess Collectors International.



**AUSSTELLUNG
SPUREN DES MÄRCHENKÖNIGS**
Bayerische Staatsbibliothek
München
27.09.2011-11.12.2011



Die Verlobung Ludwigs II. mit Herzogin Sophie Charlotte war von kurzer Dauer. Ein Verlobungsgeschenk ist jedoch erhalten: Eine reich ausgestattete und prachtvoll gebundene Bibel, die die »Stabi« nun erstmals ausstellt. König Ludwig II. hat der Bibliothek zahlreiche Geschenke übereignet, darunter Autographen von Benjamin Franklin und George Washington, ein griechisches Evangelium aus dem 10. Jahrhundert von Otto von Griechenland sowie wertvolle Bestände aus der in alle Winde verstreuten Bibliothek von Eugène Beauharnais – Schwiegersohn von Max I. Joseph – einem der bedeutendsten Büchersammler seiner Zeit. Dazu sind Quellen zu König Ludwig II. und seinem Umfeld zu sehen – zahlreiche eigenhändige Briefe, Porträts und Material zu den persönlichen Musikaufführungen für den König. Zur Ausstellung gibt es auch eine App: Ludwig II. www.bsb-muenchen.de und www.bayerische-landesbibliothek-online.de

**FESTIVAL
LIED&LYRIK**
Schloss Ehrenburg und Landestheater
Coburg, Kloster Banz, Alte Vogtei
Burkunstadt, Basilika Vierzehnheiligen
Coburg, Burkunstadt
09.10.-16.10.2011

In hochrangigen Liederabenden und musikalisch-literarischen Veranstaltungen spiegelt das einwöchige Festspiel die Geschichte des Liedes vom Barock bis zur Moderne und der Wechselwirkung von Wort und Ton. Der zweite Festspieljahrgang wird darüber hinaus dem Orchesterlied und dem Melodram ein Forum bieten. Mit den Bamberger Symphonikern, Brigitte Fassbaender, Martin Walser, Christian Gerhaher, Juliane Banse, Ulla Hahn, Herbert Rosendorfer, Edgar Selge u. v. m. Veranstaltet von der Friedrich-Baur-Stiftung in Zusammenarbeit mit der Bayerischen Akademie der Schönen Künste und dem Landestheater Coburg. www.liedundlyrik.de



**AUSSTELLUNG
»ALLES MÖCHTE ICH IMMER«
FRANZISKA GRÄFIN
ZU REVENTLOW (1871-1918)**
Literaturhaus München
München
noch bis 15.01.2012

Sie war eine der schillerndsten Figuren ihrer Zeit: Franziska zu Reventlow. Erstmals beleuchtet eine große werkbiografische Schau das Leben der unangepassten Gräfin vollständig. Die biografisch ausgerichtete Ausstellung gliedert sich in die vier großen, relevanten Lebensstationen Husum, Lübeck, München und Ascona. Gezeigt werden meist neu entdeckte Quellen: eigene bildkünstlerische und literarische Werke, Fotografien, Briefe, Bücher, amtliche Dokumente, Zeugnisse Dritter und gegenständliche Exponate. www.literaturhaus-muenchen.de



**KIRCHENMUSIKALISCHES
FESTJAHR
ANLÄSSLICH DES 250. TODES-
TAGES VON MEINRAD SPIESS**
Basilika Ottobeuren, Klosterkirche
Irsee, St. Martin Kaufbeuren
Ottobeuren, Irsee, Kaufbeuren
noch bis 01.01.2012

Meinrad Spieß, jüngstes von neun Kindern, Sängerknabe im Benediktinerkloster Irsee, wirkte als Komponist und Chordirektor im Benediktinerkonvent Ottobeuren. Die Bandbreite seines Werks ist nur umrisshaft bekannt. Chöre und Musiker der Region haben es sich zur Aufgabe gemacht, 2011 möglichst alle zugänglichen Kompositionen des Benediktinerpaters aufzuführen, etwa – an allen genannten Orten zu Allerheiligen – die »Missa profunctis in H« oder die »Missa Quadragesimalis ex e-moll«. Zum Jubiläum ist unter dem Titel »...damit Gottes Ehr befördert werde« eine CD mit Werken von Spieß erschienen, erhältlich beim Kloster Irsee. Programm unter www.kloster-irsee.de

**FESTIVAL FÜR KUNST UND
KULTUR DER DONAULÄNDER
IN REGENSBURG**
DONUMENTA 2011 – SERBIEN
Regensburg
15.09.2011-05.11.2011

Auf ihrem Weg entlang der Donau erreicht die donumenta in diesem Jahr Serbien. Im kulturellen Dialog zwischen Ost und West im öffentlichen Raum der Welterbestadt präsentiert sich Serbien mit Ausstellungen, Performances, Konzerten, Tanz, Theater, Film, Lesungen und Vorträgen. Ein Symposium diskutiert die Zukunft des Donauraumes unter dem Titel: »Donau – wohin? Die Zukunft einer Wiege europäischer Kultur«. Die Kenntnis des Anderen und die Erfahrung des Einzigartigen wie der Gemeinsamkeiten sind der Schlüssel zum gelebten Miteinander am längsten Fluss im geeinten Europa. www.donumenta.de



**11. MÜNCHNER
WISSENSCHAFTSTAGE
HERAUSFORDERUNG GESUNDHEIT**
Ludwig-Maximilians-Universität und
über 30 weitere Orte im Großraum
München
22.10.2011-25.10.2011

Die Gesundheit ist ein merkwürdiges Phänomen. Erst wenn sie uns fehlt, beginnen wir sie richtig zu schätzen. Auf leicht verständliche Weise und kostenfrei präsentieren Spitzenwissenschaftler vier Tage lang die faszinierende Welt der Forschung für unsere Gesundheit, mit Themen wie »Körperbeschwerden ohne Befund« oder »Ist sich die Menschheit krank?«, mit Vorträgen zur Volkskrankheit Diabetes oder Traumabewältigung, zu Allergien, Sucht oder neuesten Fortschritten der Transplantationsmedizin, wie die in München durchgeführte erste beidseitige Armtransplantation. An vier Abenden werden Themen diskutiert, die jeden betreffen, etwa »Bewegung, Ernährung und Lebensstil«, moderiert von Rainer Erlinger, dem Autor der SZ-Magazin-Kolumne »Gewissensfrage« oder die Prävention und Behandlung von Stress, Burnout und Depression unter dem Motto »Arbeit und Gesundheit – Gegensatz oder Chance?«. Experten geben an mehr als 35 Marktständen Auskunft. Kinder finden ihre Forscherwerkstatt im KinderKunstLabor. Dazu rund 30 verschiedene Führungen, Ausstellungen und Vorträge. www.muenchner-wissenschaftstage.de



DIESMAL: REISETIPPS FÜR SCHATZSUCHER IN BAYERN

PLÄTZE, AN DENEN MAN AUCH GEWESEN SEIN SOLLTE

Text: Martin Wölmüller



DER REISENDE, DER über das allseits bekannte Schöne hinaus das Besondere, Anregende oder Liebenswürdige sucht, tut gut daran, den Blick von den sogenannten Highlights abzuwenden und sich auf die – manchmal spannend-mühsame – Suche nach eigentümlichen, außergewöhnlichen Zielen zu machen. Es mag ja ein Glück sein, alle Königsschlösser abhaken zu können, aber dem wirklich entdeckenden Urlauber oder Ausflügler ist womöglich der Besuch einer Dorflinde mit Tanzpodium, einer fränkische Bierkeller-Reihe, die Buntheit einer Oberpfälzer Quarzsandgrube, das Erlebnis einer Werkstatt für Musikinstrumente oder ein weitgehend unbekanntes Wandbild von Franz Marc in einer Jachenauer Almhütte ebenso wertvoll. Bayern bietet eine Vielzahl solcher aufsuchenswerter, origineller Seltenheiten und oft sind sie nur deshalb erhalten und zugänglich, weil sich tatkräftige Menschen, begeisterte Optimisten, mit Unternehmungslust, Ideenreichtum und Zielbewusstsein darum kümmern. Sie alle freuen sich, wenn Besucher ihren ge- und behüteten »Schatz« finden.

Im oberfränkischen Dorf Peesten ist beispielsweise eine Tanzlinde zu entdecken, deren Tradition fast 500 Jahre zurückreicht. Man hat sie gezielt zu einer Stufenlinde mit waagrecht gezogenen Ästen geformt, deren unterste Reihe ab 1770 von zwölf

Steinsäulen gestützt wurde. Darauf hat man in Fachwerkkonstruktion eine 90 Quadratmeter große »Tanzbruck« errichtet, die vom oberen Astkranz beschattet wird. Hier findet alljährlich eine Kirchweih statt, aus früheren Zeiten sind Festtafeln mit bis zu 200 Essgedecken belegt. Die derzeitige Linde stammt aus dem Jahr 1951; ihre Vorgängerin war wegen ihres hohen Alters nicht mehr in der Lage, das Podium zu tragen.

EBENSO BESUCHENSWERT SIND die Quarzsandgruben nördlich von Gebenbach bei Hirschau in der Oberpfalz. Die hochwertigen Sande der Gebenbacher Gruben sind seit 130 Jahren Rohstoff für die Glas-, Gießerei- und Baustoffindustrie. Ihr Abbau hat aber auch die Landschaft auf faszinierende Weise geprägt: Die Schichtung dieser steil aufsteigenden Doggersandbänke, die eine Mächtigkeit bis zu 25 Metern erreichen, hat ein buntes Farbspektrum von weiß, gelb, ocker, rosa bis violett erzeugt. Auch Sandstein wurde in der Vergangenheit aus solchen Gruben gewonnen. So ist das Schiff der Kirche auf dem Mariahilfberg in Amberg aus diesem Material gebaut.

Ein Reiseziel der besonderen Art ist die Klangwerkstatt Markt Wald im Landkreis Unterallgäu. Das alte Dorfwirtshaus – mit großem Aufwand sorgfältig restauriert – beherbergt heute eine Werkstatt für Instrumentenbau, eine Musikschule und Räumlichkeiten für gesellige Veranstaltungen. Auch wenn im Haus jetzt die Musik im Wortsinn den Ton angibt, so wird doch weiterhin die Gastlichkeit gepflegt und die alte Wirtshausstradition fortgeschrieben. Auch Musikanten und Sänger kommen hier regelmäßig zusammen, einmal im Jahr findet ein Musikantentreffen mit über 100 Teilnehmern statt.

links Orte zum Schauen, Staunen, Freuen:
die Peestener Tanzlinde,
rechts von oben nach unten das Farbenspiel
der Sandgrube bei Gebenbach, Instrumentenbau
in der ehemaligen Dorfwirtschaft von
Markt Wald, Wandmalereien von Franz Marc auf der
Staffelalm und der Kellerberg von Höchststadt.

AM RABENKOPF ZWISCHEN Kochel und Jachenau, Landkreis Bad Tölz-Wolfratshausen, liegt in 1320 m Höhe die Staffelalm. Die Almhütte, erbaut um 1858/60, ist nicht nur ein Dokument der Baugeschichte, Volkskunde und Almwirtschaft, sie beherbergt auch ein Zeugnis der Kunst des 20. Jahrhunderts: Ab 1902 verbrachte der Maler Franz Marc hier mehrere Sommer. Er hat dort in den Jahren 1907–1910 einen Ochsenkopf sowie einen Hirsch mit Hirschkuh an die Innenwand gemalt. Der Großvater des jetzigen Besitzers hatte das Gemälde als Kind letztmals gesehen. Danach war es unter einem Kalkanstrich verschwunden, den Sennern war es zu umständlich, immer außen herum zu weißeln. Die nun wieder fachgerecht freigelegten Bilder erinnern an eine einzigartige Epoche in der Kunstgeschichte, zu der die kraftvolle voralpine Landschaft um den Kochel- und den Walchensee als Motiv und Anregung viel beigetragen hat.

Bier wurde in weiten Teilen Frankens erst nach Beginn des 17. Jahrhunderts zum Volksgetränk. Dafür, dass es nach dem Brauen auch längere Zeit aufbewahrt werden konnte, war eine annähernd gleichbleibende Temperatur und Luftfeuchtigkeit nötig. Was lag da näher, als Keller in Sandsteinformationen zu hauen. Auch in Höchststadt a. d. Aisch, Landkreis Erlangen Höchststadt, finden sich solche Lagerstätten von privaten Hausbrauereien entlang des »Kellerbergs«, aufgereiht mit bis heute insgesamt 26 Eingängen. Die 170 Lagerkeller erreichen eine Gesamtlänge von 2400 Metern. Die Hauptstollen haben eine Breite von ca. 1,50 m und eine Höhe von 2–2,50 m. Nachweislich ist das erste »Kellerhäusla«, wie die Eingangsbauwerke immer noch heißen, 1730 entstanden. Bis heute ist es Brauch, »auf den Keller« zu gehen, um das dort eingelagerte Bier zu verkosten.

Martin Wölmüller ist Geschäftsführer des Bayerischen Landesvereins für Heimatpflege e.V.

Diese und viele weitere besuchenswerte Plätze sind zu finden im Band »Heimat bewegt«, den der Bayerische Landesverein für Heimatpflege zusammen mit der Bayerischen Verwaltung für Ländliche Entwicklung herausgegeben hat. Dort finden sich zahlreiche Ergebnisse der Arbeit bürgerschaftlicher Initiativen, die sich um die Gestaltung und Entwicklung ihres Lebensraums angenommen haben. www.heimat-bayern.de



© Mit freundlicher Genehmigung des Bayerischen Landesvereins für Heimatpflege e.V.

Sprachheimat und Heimatsprache

Eine notwendige Polemik

Text: Reinhard Wittmann

VIEL IST IN den Medien und der Öffentlichkeit, zuweilen gar in der Politik, die Rede von der Rolle, der Weltgeltung, der Zukunft der deutschen Sprache. Stürmisch waren die Diskussionen um die grotesk missglückte Rechtschreibreform, glänzend sind die Verkaufszahlen der sprachkritischen Bestseller etwa von Bastian Sick, vehement die Fehden ums »Denglische«, beliebt die Kürungen der »Unworte des Jahres« oder des »schönsten deutschen Wortes«.

Die Ent-Mündigung des Sprechens

So gut wie unbeachtet bleibt dagegen der galoppierende Verfall der gesprochenen Sprache. Niemanden scheint die Reduzierung unserer Hochsprache auf ein grobes, teils verquollenes, teils aggressives Prekariatsnordisch zu bekümmern. Was derzeit in Süddeutschland und gerade in Bayern geschieht, bedeutet aber nichts Geringeres als eine – im Wortsinn – »Ent-Mündigung« des angestammten, heimatlichen Sprechens. Das gilt sowohl für die Schwindsucht der Mundarten wie für die Verluderung des südlichen Hochdeutschen. Damit ist ein Herzstück unserer Identität bedroht. Denn Sprache ist vielleicht der unentbehrlichste Bestandteil von Heimat überhaupt. Für Thomas Mann war sie im Exil die »wahre und unverlierbare Heimat, [...] aus der kein Machthaber mich vertreiben konnte«. Und die rumäniendeutsche Nobelpreisträgerin Herta Müller hat sich erinnert: »In der Dorfsprache – so schien es mir als Kind – lagen bei allen Leuten um mich herum die Worte direkt auf den Dingen, die sie bezeichneten. Die Dinge hießen genauso, wie sie waren, und sie waren genauso, wie sie hießen. Ein für immer geschlossenes Einverständnis. Es gab für die meisten Leute keine Lücken, durch die man zwischen Wort und Gegenstand hindurch schauen und ins Nichts starren musste, als rutsche man aus seiner Haut ins Leere.«

DOCH HEUTE HAT sich diese Leere überall eingestelt. Auch und gerade von heiler Sprachwelt kann nirgendwo mehr die Rede sein. Sämtliche deutsche Mundarten stehen eher mittel- als lanefristig auf dem

Aussterbeetat (Schlesisch und Ostpreußisch etwa sind bereits unwiderruflich verschwunden). Wenn im folgenden das Bairische als Beispiel dient, ist damit keine Minderschätzung des Fränkischen oder Schwäbischen verbunden. Alle Mundarten sind gleichen Ranges – sofern sie nicht anmaßend dort auftrumpfen, wo sie nicht hingehören.

Das Sterben angestammten Sprechens im Freistaat wird seit Jahrzehnten von ironischem Belächeln, achselzuckendem Ignorieren, klammheimlicher Freude und kopfschüttelndem Leugnen begleitet. Der »Bericht über die Pflege und den Erhalt der in Bayern gesprochenen Mundarten« der Staatsregierung vor einigen Jahren zeichnete, wie zu erwarten war, ein überaus rosiges Bild. Es hat ebensowenig Bezug zur deprimierenden Realität wie die Beschwichtigungen von Linguisten, die nur einen harmlosen Wechsel »von Erdäpfeln zu Kartoffeln« konstatieren, um anschließend ihr »Maß« zu trinken.

Vom Aussterben bedroht: »Originalton Süd«

All die Gründe, weshalb ausgerechnet das Bairische besonders gefährdet ist, können hier nicht ausgebreitet werden – die linguistischen, historischen, demographischen, mentalen und politischen. Vom Fichtelgebirge bis zur Salurner Klause, vom Lechrain bis zum Neusiedler See sind knapp ein Fünftel aller Deutschsprachigen in einem Dialektraum beheimatet, dessen Idiom zu den ältesten noch vitalen Sprachvarianten Mitteleuropas zählt. Darin sind im Alltag Worte des Gotischen noch ebenso

lebendig wie bis vor kurzem der griechischen Antike (so mit den Wochentagen »Irta« und »Pfinzta«). In keinem anderen deutschen Dialekt ist die mediterrane Antike mit Aberdutzenden Worten noch so überraschend präsent – schließlich gehörte Altbayern diesseits des Limes zum römischen Weltreich. Davon zeugte zweitausend Jahre lang sogar der Ruf der Bauern an die Zugtiere: das »Wiah« ist nichts anderes als »via« = los, gradus. Wir besitzen, so die vergleichende Dialektologie, »ein völlig anderes Lautsystem als das Hochdeutsche und die anderen deutschen Dialekte. Vor allem die Norddeutschen ... sind demgegenüber quasi artikulatorische Sprachkrüppel.« Diese ehrwürdige Muttersprache, in der auch die frühesten Zeugnisse des Deutschen überhaupt überliefert sind, als provinziellen »Originalton Süd« zu verhöhnen, zeugt von ebensoviel Dummheit wie Arroganz zahlreicher zuwandernder Kulturmissionare. Freilich gewann mit der Reformation das »Lutherdeutsche« die Oberhand, von Jacob Grimm als »protestantischer Dialect« erkannt. Zur konfessionellen Konkurrenz kam die politische. Der preußische Traum der Vorherrschaft über Deutschland wurde 1871 wahr, Heinrich von Treitschke proklamierte: »Bayern ist eine lebensunfähige politische Mißbildung, recht eigentlich ein Zwerg mit einem Wasserkopf, und Preußens Aufgabe besteht darin, Bayern zu zerschlagen«. Nach dem Motto: »Eine Nationalsprache ist ein Dialekt mit einer Armee dahinter!« bemühten sich deshalb zwei wilhelminische Rauschebärte, Treitschkes Devise sprachpolitisch umzusetzen. Der Kasseler Gymnasiallehrer Konrad Duden vereinheitlichte Rechtschreibung und Wortschatz unter massiv nördlichen Vorzeichen. Das spiegelt sich bis heute im bundesrepublikanisch standardisierten Duden-Deutsch, das eine Vielzahl von Wörtern der süddeutschen Hochsprache ignoriert oder angeekelt mit dem Vermerk »bayrisch« abstempelt. Ähnlich legte der Greifswalder Germanist Theodor Siebs im Auftrag der preußischen Regierung 1898 eine »deutsche Bühnensprache« fest. Ihr liegen völlig willkürlich die niederdeutschen Lautwerte zugrunde, beispielsweise der jedem süddeutschen Sprachsensiblen widerwärtige »Könich Ludwig«. Duden und Siebs haben ihre Mission erfüllt: Korrektes Deutsch wird

seitdem mit Norddeutsch gleichgesetzt. Das wurde während des gesamten 20. Jahrhunderts beharrlich zementiert. So hat etwa der Sachse Genscher als Innenminister einst seinen »Fleischer« zur Norm erhoben und den von Köln bis Bozen gebräuchlichen Metzger alias Macellarius gemeuchelt, der offiziöse Klempner hat den Spengler verdrängt, der Schornsteinfeger den Kaminkehrer, der Bulle den Stier. An die Stelle der zweifellos hochdeutschen »roten Rüben« trat das groteske Kunstwort der »roten Beete«. Nur wenige süddeutsche Varianten haben sich gegen solchen Sprachimperialismus behauptet, etwa der »Samstag« statt des hilflosen »Sonnabend« (und das Füllsel »halt«).

Gaudiburschen mit Komplexen

Zum dreisten Auftrumpfen borussischer Spracharroganz gesellte sich der notorische Minderwertigkeitskomplex der süddeutschen Sprecher. Ihm liegen nicht zuletzt jene politisch unterfütterten Bayernklischees zugrunde, die seit dem 18. Jahrhundert das Land zur Heimat dumpf-bigotter, rückständiger, aber doch ulkiger Gaudiburschen erklärten. Entsprechend massiv manifestierte sich der Kolonisatordünkel der zugewanderten Nordlichter seit dem 19. Jahrhundert. Kaum erfreulicher waren die positiven Klischees, die Bayern zu Vermarktungszwecken als heile Welt der Gegenmoderne mit einfältig-unverdorbenem Landvolk, pittoreskem Brauchtum und unverständlichem Kauderwelsch verklärten. So wurde aus unterschiedlichen Motiven, aber mit demselben Ereeb-

nis, Bayern teils offen, teils verdeckt, mit ebenso oberflächlicher Bewunderung wie Verachtung, als der Prototyp der unentfremdeten archaischen Welt inszeniert; der weltweite Siegeszug des bajuwarischen Folklorismus begann, bei dem schließlich die Einheimischen das Klischee ihres (auch sprachlichen) Hinterwäldlertums ebenso verinnerlichten wie die Nordlichter die Überzeugung ihrer kulturellen Überlegenheit. Dass dieses randständige Klischeebayern mit Neuschwanstein, Lederhosen und Oktoberfest seit Jahrzehnten weltweit die teutsche Gesamtrepublik repräsentiert, ist eine zynische Pointe. Die Japaner sind sehr enttäuscht, dass man an der Waterkant keine Lederhosen trägt.

Siegeszug des Nordsprech

Ein übriges tun die demographischen Entwicklungen: Der stetige, seit der Vereinigung nochmals unablässig anschwellende Zuzug aus nördlichen und östlichen Gefilden führt keineswegs zu einer sprachlichen Assimilation der Neubürger. Vielmehr sprechen sie in der festen Überzeugung ihrer kulturellen Überlegenheit auch nach Jahrzehnten so, als seien sie vorgestern angekommen. Sie erwarten, ja fordern von den Autochthonen, statt deren gebräuchlichem Idiom (»unverständliches Geknödel«) gefälligst »Hochdeutsch« zu reden, nämlich ihr umgangsnördliches, reduziertes Standarddeutsch. Um ihre sprachliche Unbehaustheit zu bemänteln, qualifizieren sie das für Bayern konstitutive angestammte Sprechen als Soziolekt der inferioren Schichten ab: Mundart reden doch nur Ungebildete – somit erweist sich ihr Unwille, sich sprachlich einzufügen, als Beweis höherer Kultur, nich, wa? Gerade in der Hauptstadt ist dies selbstverständlich – schließlich ist laut »Merian« der Discjockey Tornie der »Prototyp des neuen Münchners: in Hamburg aufgewachsen, nach Berlin gezogen und nun das zehnte Jahr in München.« Mit den doofen Seppln hat der gewiss »nisch am Hut – da kannste maa von ausgehn«. Von einem »Dialektsterben« kann im Großraum München somit längst nicht mehr gesprochen werden, denn die Leiche ist bereits am Verwesen. Undenkbar, dass heute einem Zuzügler auffiele, was der Ohrenmensch Hans Maier nach seiner Ankunft in München 1963 feststellte: »Aber das Ohrenfälligste war die tiefere Lautung: durchgehend o-Töne statt a-Töne, so, als hätte man ein Lied in eine tiefere Tonart transponiert.« Es wächst

keine mundartnahe Generation mehr heran, weder Eltern noch Schule vermitteln süddeutsche Färbung, und die einzige Sprachinstanz, die Medien, wetteifern in liebedienerischem Nordsprech. Der einstige Lokalchef der SZ und nunmehrige Chefredakteur der »Abendzeitung« hat formuliert, worauf er und seinesgleichen erfolgreich hinarbeiten: »München hat mit Bayern soviel zu tun wie die Cayman Islands«.

DIESE VERACHTUNG DER einheimischen Mundarten hat inzwischen auch zu einer Bedrohung der daraus organisch erwachsenen süddeutschen Hochsprache geführt. Damit ist das hierzulande seit jeher gebräuchliche, dialektbasierte, aber elaborierte, wohl lautende Idiom der mittleren und höheren Schichten gemeint, das mit individuellen Varianten vom Prinzregenten einst genauso gesprochen wurde wie vom städtischen Beamten, Unternehmer und den Honoratioren auf dem Land. Es ist durch kodderschnauziges Genördel ebenso bedroht wie unsere Lokal- und Regionalmundarten durch ein gekünsteltes Pseudobairisch der Medien und der Münchner Bussi- und Stussi-Gesellschaft. Für eine lebfrische, der stetigen Weiterentwicklung fähige Heimatsprache bedürfte es der Erhaltung und Pflege beider Sprachebenen. Die Prognose der Wissenschaft ist freilich wenig ermutigend. Sie sieht das rudimentäre Restbairisch Münchens mittelfristig als »Standardbairisch«, das entlang der Verkehrswege weitere städtische Sprachinseln erfasst und von dort aus (vor allem auch durch die Pendler) in das jeweilige Umland sickert. Hinter ihm drängt sich das nördliche Standardidiom aufdringlich heran.

Stümmeljargon statt Dialekt

Auf den einzelnen Neubürger aus Visselhövede oder Kyritz an der Knatter zu schimpfen, der Bier und Landschaft der Sepplterritorien hochschätzt und findet, hier lasse sich besser leben als zu Hause und den Rest der Autochthonen gutmütig toleriert, wäre freilich allzu simpel. Er würde unsere Philippika verständnislos ignorieren und höchstens bemerken, das sei ja wohl, wenn überhaupt, ein Problem der Eingeborenen. Tatsächlich haben mindestens zwei Elterngenerationen erfolgreich versucht, ihren Kindern das natürliche Bairisch zu verbieten, in der festen Überzeugung von Mundart als Hemmschwelle für sozialen Aufstieg. Junge Ehepaare treiben ihren Kindern das angestammte Reden aus, damit der Bub oder das Dirndl je nach Naturell unbeholfen oder affektiert auch jenen Stümmeljargon beherrschen sollen, mit dem es die Krawuttkes von nebenan so herrlich weit gebracht haben – nämlich bis nach Bayern. Seinen Kindern die Hochsprache nahebringen und zugleich ihren Dialekt als Herzstück ihres Heimatgefühls zu fördern, sie stolz darauf zu machen, wäre ein Hauptbeitrag zum Überleben bairischer Identität. Das Ladenhüter-Argument, dass dialektsprechende Kinder und Jugendliche vermehrte Schulprobleme besäßen, ist sowohl von zahlreichen wissenschaftlichen Untersuchungen entkräftet, als auch durch die jüngste Entwicklung widerlegt – nachdem Bairisch im Münchner Raum fast verschwunden ist, haben hier Rechtschreibschwächen und Legasthenie keineswegs stark abgenom-

men, im Gegenteil. In der dialektgeprägten Schweiz müsste nach solcher Logik nackter Analphabetismus vorherrschen.

Nicht einfach ist es freilich für das Elternhaus, dem schulischen Einfluss entgegenzuarbeiten, ja schon dem des Kindergartens. Hier herrscht oft der brennende Ehrgeiz, den Drei- bis Fünfjährigen unerbittlich eine dialektferne, nördlich getönte Standardlautung beizubringen, gern auch ein erstes Pidgin-Englisch. Dabei hat gut ein Viertel aller Schüler ernste Schwierigkeiten, sich überhaupt auf Deutsch auszudrücken. Nichts ist für Kindergartenkinder wichtiger als Geborgenheit, Vertrautheit – nur auf dieser sicheren Grundlage können sie beginnen, das Leben zu erobern. Das aber bietet ihnen der heimatische, aus dem Elternhaus vertraute Dialekt. Sprachtraining für das lernbegierige Gehirn sollte mit dem Wechselspiel von Dialekt und Hochsprache beginnen. Wird beides zwanglos beherrscht, mag Englisch dazukommen.

Die Einsen der Jungs: Aufnordung im Schulalltag

Die Dialektförderung einer früheren bayerischen Kultusministerin gipfelte in der sprachsensiblen Empfehlung: »Wer Mundart spricht, darf nicht veräppelt werden«. Die Resonanz auf einen gutgemeinten Dialektwettbewerb (für, laut Ministerium, »Mädchen und Jungen«) an den Schulen mit dem albernen Titel »Earsinn« lag im Promillebereich. Dergleichen kommt ohnehin Jahrzehnte zu spät. Im Schulalltag ist die Aufnordung längst vollzogen. Der »Erstklässler« (der in der ersten Klasse hoffentlich erstklässige Ergebnisse erzielt) hat den vertrauten »Erstklassler« verdrängt, der peinlich maskuline Einser, Zweier undsofort sind durch die auch genderpolitisch korrekte feminine »Eins« mit dem Plural »die Einsen« abgelöst, auf das langvokalig gemütliche »Mathes« ist das kurz bellende »Mathe« gefolgt, undsofort. Zahllose Lehrkräfte haben sich auch auf dem Land in den Dienst der Nordmission gestellt. In Miesbach verbot eine Grundschullehrerin aus Sachsen den Kindern strengstens jedes bairische Wort, in Berchtesgaden überwies eine Lehrerin aus Schleswig-Holstein einen Mundart sprechenden Bub an die Sonderschule, weil sie ihn nicht verstand, am

Gymnasium Tutzing wurde die einzige Dialektsprecherin ihrer Klasse vom Deutschlehrer über Jahre hinweg gehänselt und bloßgestellt, am Gymnasium Miesbach dekretierte eine zugezogene Lehrerin, wer bairisch spreche, tue sich besonders schwer, Französisch zu lernen. Und die Lektorin des Bamberger Schulbuchverlages Buchner hat einer Münchner Gymnasialklasse pampig geantwortet, weil diese sich gegen das Monopol der »Jungens« im Schulbuch wandte: »Offensichtlich unterliegt Ihr einem Irrtum: Das Fach, in dem Ihr unterrichtet werdet, heißt Deutsch und nicht Bayerisch. Insofern ist es schon richtig, dass Ihr in der Schule auch den Wortschatz der deutschen Sprache kennen lernt und nicht nur (ober)bayerische Mundart.« Im Gegensatz zum uralt hochdeutschen Buben (der Bayer ruft seinen Sohn exakt wie der Lateiner: »Bua« = »puer«) ist vielmehr der nun auch im Süden allgegenwärtige »Junge« ein Surrogat, dessen Durchsetzung den Nazis besonders am Herzen lag (»Hitlerknabe« oder »Hitlerbub« klangen zu wenig knat-ternordisch). Der immerhin hochdeutsche »Junge« wird auch hierzulande schon von den hanseatischen Varianten »Jungs« und »Jungens« verdrängt. Ausgerechnet eine sogenannte »Süddeutsche Zeitung« berichtete kürzlich über Burschen in Tracht als »Jungs in Älplerkluft«.

UND DAMIT SIND wir schon wieder bei der zentralen Sprachinstanz angelangt: den Massenmedien. Deren negative Rolle wird zwar von zwei fleißigen Schwaben marginalisiert, die den bayerischen Sprachatlas herausgaben. Sie nennen stattdessen höhere Schulbildung. Das wird schon bei einem Seitenblick auf die mundartgeprägte Schweiz widerlegt, deren Bildungsniveau dem unseren wohl dennoch entsprechen dürfte. Die haarsträubenden Beispiele in den hiesigen Druckmedien würden Bände füllen. In der »Süddeutsche Zeitung« feiern auch und gerade im Lokalteil norddeutsche Idiotismen fröhlichste Urständ. Da verteilen die Bullen ihre Knöllchen und die Jungs kucken nach Schnäppchen, man holt morgens seine Brötchen und schlürft dann ein Bierchen. (Ja, es gibt löbliche Ausnahmen wie Hermann Unterstöger und Hans Kratzer). Im »Münchner Merkur« hat jüngst die Renommierbajuwarin Carolin Reiber vom »Pschorr-Tüchlein« gefaselt (gemeint war das Bschoad-Tücherl). In den Heimatzeitungen ist davon die Rede, dass zum Christfest im Oberland »der Weihnachtsmann durch den Kamin steigt« und über einen Politiker wird erzählt, er sei als »Kuhjunge« tätig gewesen – das passende Wort Hüterbub war der Redakteurin völlig unbekannt. Ein Schreiner, der so lieblos und stümperhaft mit seinem Handwerkszeug umginge wie solche Journalisten (natürlich jetzt ausgesprochen: »Dschornalisten«), wäre längst bankrott.

Schwachdeutsch auf allen Kanälen

Über die Verdienste der Kommerzsender beim Verfall der deutschen Hochsprache muss wohl kaum gesprochen. Einst hat Dr. Edmund Stoiber skeptische Prognosen über deren Qualität als »kulturpessimistische Weinerlichkeit« abgetan. Hier soßt tagaus tagein ein mit Jargonbrocken und nördlichen Regionalismen unterfüttertes Schwachdeutsch durch alle Kanäle, ein zu Harald Schmidts treffendem Diktum vom »Unterschichtfernsehen« passender Soziolekt. Wer schockartig erle-

ben will, wie weit dieser Jargon unsere eigentliche süddeutsche Hochsprache schon verdrängt hat, mag einmal das Österreichische Fernsehen einschalten (das wird selbstverständlich nach Kräften erschwert).

Ist das öffentlich-rechtliche Leitmedium im Freistaat Bayern das leuchtende Gegenbeispiel? Wie in allen audiovisuellen Medien hat sich beim Bayerischen Rundfunk als Leitlinie der Publikumsnähe durchgesetzt, statt vermeintlich steif-elaboriertem Hochdeutsch weitestgehend in allen Programmsparten Umgangssprache zu verwenden. Die einst sakrosankte Bühnensprache des Herrn Siebs ist passé. Allerdings sind nahezu sämtliche Normabweichungen keine legitimen süddeutschen Varianten, sondern massiv norddeutsche, also hierzulande ungehörige. Dafür eine Handvoll Beispiele, wie sie jeden Tag vielfach zu belegen sind: Das als »ch« gesprochene Schluß-»g« nicht allein nach dem »i«, sondern nach sämtlichen Vokalen (»der Zuch fährt seinen Wech jeden Tach«); die Verformung des korrekten »ch« zu »sch« (»die Schemie hat eine Schangse in Schina«), von »pf« zu »f« (Fennich, Fingsten), »n« zu »ng« (Balkong, Säsong); die falschen Vokalisierungen, norddeutschen Konsonantismen und falschen Verhärtungen (»bei Nochtvint mit dem Ratt ins Batt«); das Verschlucken der Endsilben (»wir könnn die Stauungg zur Kenntnis nehmm«; falsche Betonungen, vor allem von regionalen Orts-, Straßen- und Eigennamen (»am Prinzregentenplatz in Ruhpöding wohnt Frau Huéber mit Herrn Rüderer«).

DIE SÜDDEUTSCHE VARIANTE des hochdeutschen »nicht« ist das »net«. Stattdessen ist beim BR in gefühlten 98 % das nördliche »nich« zu hören, ebenso beim »nein« das »nee« oder »nöö«, nie aber das südliche »naa«, statt des Pronomen »ein« niemals das südliche »a«, sondern stets das nördliche »ne« und dergleichen viel mehr. Alle programmprägenden Leitfiguren in Hörfunk und Fernsehen befließen sich dieses Preußelsounds. Gern auch zeigen sie ihre intellektuelle Souveränität durch Wendungen wie »Ich sach ma« und »da geh ich von aus«, »das bleibt außen vor«, »Wir gehen da hoch« »in 2011« und dergleichen. Keineswegs nur in Nachrichten und aktuellen Sendungen hat sich eine Sprachmelodie durchgesetzt, die stakkatohaft, abgehakt, scharfzischend artikuliert und eine pseudodynamische, aufdringliche Kurzatmigkeit an die Stelle eines melodiös schwingenden, harmonischen Satzbaus setzt, bei Frauen gern auch in schrill-gepresstem US-Sound.

Da kuck her! Die Pustemusik spuit!

Ganze Wortfelder verschwinden zugunsten einer dominanten Vokabel, nördlicher Idiomatik. Exemplarisch ist der triumphale Siegeszug des markigen »kucken« in allen Medien (übrigens auch in der Belletristik samt Übersetzungen). Binnen weniger Jahre so gut wie verschwunden sind schauen, sehen, blicken, betrachten, geschweige denn lugen – an ihrer Statt bezeichnet überall und ausschließlich »kucken«, also die oberflächlichste, leerste, abgestumpfteste Variante jede optische Wahrnehmung. Als weiteres Beispiel solcher freiwilliger Selbstkastration sprachlicher Potenz sei nur noch die Nordvokabel »pusten«

genannt, die immer öfter das »blasen« ersetzt – bald wird es wohl Pustemusik und Pusteorchester geben. Besonders peinlich ist dieser Grundton eines lässig-locker gemeinten ungepflegten Umgangsnördlich bei Reportagen »draußen im Lande«, wo aufdringliches Nordsprech auf eingeschüchterten »Originalton Süd« trifft. Hier wird deutlich: Medium und Publikum sprechen nicht mehr dieselbe Sprache.

FÜR FERNSEHSPIELE WERDEN malerische Groß- und Kleinstadt-Locations in Bayern gern genutzt, aber merkwürdigerweise sprechen sämtliche Darsteller nördlichen »kuck ma«, »genuch«, »nee du«, »iss'n das«-Jargon, bis auf einzelne ulkige Knallchargen und Pöbelstaffage, die man freilich aus Graz importiert hat, aber das merkt eh keiner, jedenfalls weder Regisseur noch Redakteurin. Dafür, dass auch sie zur Nich-Nee-Fraktion gewechselt sind, haben die beiden Münchner Tatortkommissare jüngst wohl den Bayerischen Verdienstorden erhalten. Auch wenn für historische Szenen barockes Bairisch vonnöten ist, werden gern als Darsteller Wiener Schmähändler genommen. Über die peinlichen Zungenverrenkungen in »Dahoam is Dahoam« sei geschwiegen. Bernhard Stör nannte sie treffend »Käferzeltchinesisch«. Auch der öffentlich-rechtliche Kinderkanal profiliert sich als penetrant nördliche Quasselsendung mit ausschließlichem tschühüss-Geflüte. Und niemand nimmt Anstoß, wenn in der ARD-Serie mit Donna Leons venezianischen Krimis die Gattin des Commissario Brunetti (vorgeblich eine venezianische Aristokratentochter) den Mund öffnet: diesem entquillt ein Schwall von nee's, nich's, kuck doch maaa's, als sei sie just vom Prenzlauer Berg in die Serenissima eingeflogen worden. Man stelle sich den Skandal vor, wenn sie Münchnerisch reden würde! All dies aber stört in den Gremien niemanden – hier Einspruch zu erheben, verriete ja nur provinziellen Mangel an Weltläufigkeit.

Süddeutsch tönen, Dialekte pflegen

Es stünde dem Bayerischen Rundfunk gut an, süddeutsche Hochsprache zu pflegen und zugleich die drei Dialekte im Freistaat zu fördern – das wäre ein Hauptbeitrag zum Überleben bairischer, fränkischer und schwäbischer Kultur, Identität und Heimatgefühls und damit eine genuine Aufgabe der audiovisuellen Medien. Im Sinne der heute

auch von den Linguisten betonten Plurizentrität des Deutschen müsste die verbindliche Basis der Hochlautung natürlich beibehalten, dabei aber die süddeutsche Variante in Intonation, Artikulation, Modulation, Betonung, Phrasierung, Klangfarbe, Prosodie, Rhythmus usw. als Norm vorgegeben werden. Abweichungen sollten nur in Richtung der süddeutschen Phonetik und Klangfarbe geduldet und je nach Art der Sendung unterstützt werden, keinesfalls aber nördliche Eigenheiten.

DIE SPRACHLICHE ENTFREMDUNG zwischen Medium und Publikum ist eine eklatante Bedrohung der Hörerbindung und damit der Legitimation des öffentlich-rechtlichen Rundfunks. Wenn aus allen Radios zwischen Flensburg und Garmisch nur mehr derselbe sprachliche Einheitsbrei quillt, bedarf es keines guten Dutzends von Rundfunkanstalten mehr. Abseits des Wasserkopfes München empfinden die Hörer sehr genau, dass das galoppierende Vordringen nördlicher Idiome die Sprache ärmer, abstrakter, unsinnlicher, ja kälter macht.

Genug, werden Sie denken – übergenug der Zustandsbeschreibung. Wie aber geht es weiter? Wird die bayerische Mundart verkümmern zum Soziolekt, zur Sprachform der Benachteiligten, der Provinzler, der Alten? Der Dialektologe Bernhard Stör ist überzeugt: »Wenn es so weitergeht, könnte der Dialekt in wenigen Generationen aussterben.« Wird also Bayern um 2060 bevölkert sein von fröhlichen, lebenswerten, vielleicht auch Lederhosen und Dirndl tragenden Menschen – doch wenn sie den Mund aufmachen, hört man ein verwaschenes Schnöselteutonisch. Höchstens beim Heimatabend tritt eine uralte Oma auf, Jahrgang 1987, und singt unverständliche Lieder der einstigen Eingeborenen wie »Auf da Oima, do gibt's Koima« ?

Mundart macht mündig

Die Verantwortung für das Überleben der Mundarten nur auf Schulen, Medien oder Politiker zu schieben, wäre müßig. Es ist die alltägliche Entscheidung jedes Einzelnen, sich dem gedankenlosen Gebrauch des anämischen Standarddeutsch, dieser nur vorgeblichen Hochsprache, zu entziehen. Wie unsere Natur- und Kulturdenkmäler ist auch

unsere Heimatsprache kein selbstverständlicher Besitz mehr, sondern bedarf täglicher sorgsamer Pflege. Das kostet Anstrengung und Aufmerksamkeit, kostet vor allem Überwindung. Denn bei vielen von uns ist die Versuchung groß, vorausseilend in sprachliche Unterwerfungsgebärden zu verfallen, uns dem »nich«, »nee« und »nöö«-Gequassel anzupassen. Es scheint in unsren Hirnen fest verankert, dass Preußeln gleichzusetzen ist mit höherem Sozialstatus, beruflicher Aufstiegsverheißung, mit Geld und Macht. Wir scheuen uns fast alle, einen Zugewanderten oder Gast scheinbar dadurch zu brüskieren, dass wir mit ihm mundartnah sprechen. Es geht keineswegs darum, in jeder Lebenslage möglichst krachledern daherzureden. »Bairisch ist fein«, hat Josef Hofmiller betont, und zur Vielgestaltigkeit dieser Sprache, ihrer Lebenskraft und Wandlungsfähigkeit gehört eben auch, dass man sie anpassen kann. Mundartkenntnisse sind auf jeden Fall kein Defizit, kein intellektueller Mangel, sondern das genaue Gegenteil: ein unschätzbare Plus an sprachlicher Ausdrucksfähigkeit, an situationsgerechter Kommunikation. Es ist ein künftig immer kostbareres Privileg, neben der blutleeren Standardsprache über ein Idiom zu verfügen, dessen Wurzeln so direkt in zweitausend Jahre alteuropäischer Geschichte hinabführen und das zugleich so herzerwärmend geeignet ist, feinste emotionale Regungen wiederzugeben, das die Spannweite von zärtlichen Schmuseworten bis zur saftigen Gschertheit besitzt. Zu der Eigenart und Schönheit dieses Landes gehört auch seine Sprache, gehören die besondere Melodie der Worte, der Rhythmus der Sätze, die Kraft der altgewohnten Bezeichnungen, die viele Jahrhunderte in unverwelkter Frische überdauert haben.

ALS DIE DEUTSCHE Vereinigung sich ereignete, verkündeten Politiker der beiden großen Parteien triumphierend: »Deutschland wird jetzt nördlicher, östlicher und protestantischer«. Das letztere war ein Irrtum, vielmehr ist Deutschland atheistischer geworden. Ganz unbezweifelbar aber hat das politische und kulturelle Gewicht des Südens massiv abgenommen. Bayern, das nur scheinbar die Synthese von Laptop und Lederhose, von Hightech und Holdrio so großartig bewältigt hat, befindet sich in der elementaren Gefahr, mit seiner Sprache auch seine Lebenskraft, sein anderthalbtausendjähriges gewachsenes Selbstbewusstsein zu verlieren.

Mundart und mundartnahe Hochsprache fördern eine Identität des Überschaubaren, wehren sich gegen jeden totalitären Zugriff und jede mediale Uniformierung des Sprechens und Denkens. Nicht ohne Grund war und ist allen Diktaturen (auch den Nazis) die Mundart ein Ärgernis. Mundart kann mündig machen gegen Bevormundung. Kein Geringerer als Johann Wolfgang Goethe hat erkannt: »Jede Provinz liebt ihren Dialekt, denn er ist doch eigentlich das Element, in welchem die Seele Atem schöpft.« Wenn unsere bairische, fränkische, schwäbische Seele nicht mehr in der heimatlichen Mundart Atem schöpfen kann, wird sie den Erstickungstod sterben.

Professor Dr. Reinhard Wittmann
hat 30 Jahre die Literatursendungen im Hörfunk des BR betreut und ist Honorarprofessor an der Ludwig-Maximilians-Universität München.



Thomas Klupp

Markéta Pilátová

Alena Zemančíková

Kristina Kallert

Tomáš Zmeškal

Norbert Niemann

Lucie Černohousová

Jana Zoubková

Ellen Michailovskaja

Josef Moník

Silke Scheuermann

Kerstin Specht

Patricia Preuß

Vlast oder domov: Heimat oder Zuhause?

Ein deutsch-tschechisches Autoren- und Übersetzertreffen in Eger/Cheb

Seit 2009 pflegt das Literaturarchiv Sulzbach-Rosenberg/Literaturhaus Oberpfalz eine intensive Kooperation mit dem Prager Literaturhaus für deutschsprachige Autoren: Deutsch-tschechische Literaturveranstaltungen und gegenseitige Besuche mit bayerischen und böhmischen Autoren, eine gemeinsam organisierte Literaturfahrt von Böhmen nach Bayern 2010, der Austausch von Ausstellungen und zuletzt ein gemeinsamer Auftritt auf der Leipziger Buchmesse zeugen von der regen Zusammenarbeit. Nun initiierten Lucie Černohousová und Patricia Preuß, die Leiterinnen der beiden Häuser, ein deutsch-tschechisches Autoren- und Übersetzertreffen im Europäischen Comenium Eger, einer Sommerakademie, die in der grenznahen, geschichtsträchtigen Stadt Eger/Cheb in einem historischen Gerbereigebäude ihr Domizil gefunden hat. Das Europäische Comenium, als Stiftung 1992 von Historiker und Literaturwissenschaftler Frank Boldt gegründet, war zusammen mit dem Hessischen Literaturnrat Kooperationspartner dieses Projekts, das vom Deutsch-Tschechischen Zukunftsfonds und dem Bayerischen Staatsministerium für Wissenschaft, Forschung und Kunst aus Mitteln der Bayerischen Staatskanzlei gefördert wurde.

Ein Juli-Wochenende lang lasen und diskutierten acht Autorinnen und Autoren und zwei Übersetzerinnen aus beiden Ländern in Werkstattgesprächen ihre Entwürfe und Ideen von »Heimat«. Für dieses Treffen verfasste Kurzesays dienten als Diskussionsgrundlage. Das Ergebnis ist ein Meinungsspektrum, das über jenes bisheriger Diskussionen zwischen deutschen und tschechischen Autoren hinausweist.

Kerstin Specht, Norbert Niemann, Thomas Klupp und Silke Scheuermann schrieben und diskutierten aus deutscher Sicht, auf der tschechischen Seite kommen die Beiträge von Josef Moník, Markéta Pilátová, Alena Zemančíková und Tomáš Zmeškal. Die Übersetzerinnen Kristina Kallert (Regensburg) und Jana Zoubková (Prag), die im Vorfeld die Essays übersetzten, bereicherten die Runde und wiesen auf interessante semantische Nuancen wie diese hin: Übersetzt man das Wort »Heimat« vom Deutschen ins Tschechische, dann muss man sich entscheiden – und das gibt der Kontext vor – zwischen »vlast«, mit »Heimat« oder auch »Vaterland« übersetzt, und »domov«, das dem deutschen Begriff von »Zuhause« am nächsten kommt und neutral gebraucht wird.

Im Mittelpunkt deutsch-tschechischer Literaturveranstaltungen und Podiumsdiskussionen standen in den vergangenen Jahren drei historische Wegmarken: die Zeit um 1945 (Besetzung der Tschechoslowakei durch das nationalsozialistische Deutschland und die Vertreibung der Sudetendeutschen), das Jahr 1968 (Studentenunruhen auf der einen, Einmarsch der Sowjets auf der anderen Seite) und das Jahr 1989, als der Eisernen Vorhang fiel.

Nicht, dass diese Aspekte keine Rolle mehr spielen würden, aber der Horizont der Diskussion – so zeigt sich in den Essays und in den Werkstattdiskussionen – lässt sich über das Thema »Heimat« öffnen: Die Frage nach dem jeweils individuellen Heimatbegriff ist immer noch stark verbunden mit der Frage nach dem ideologischen Missbrauch in bestimmten politischen Situationen, das gilt vor allem für die Generation, die von der Zeit des Kalten Kriegs geprägt wurde. Tendenziell reiben sich die deutschen Autorinnen und Autoren mehr an dem Begriff »Heimat«, während das im Fall der tschechischen Autorinnen und Autoren eher für den Begriff der »Nation« gilt. Daher ist es für letztere kein Problem, dem Begriff »Heimat« positiv gegenüber zu stehen und ihn positiv zu besetzen.

Es wurde auch klar: Der Begriff »Heimat« kann heute nicht mehr diskutiert werden, ohne die Wirkung der Massenmedien und der Neuen Medien zu reflektieren und das Phänomen der Globalisierung einzuschließen, das ein neues Licht auf Migrationsbewegungen wirft, die nicht mehr nur von politischen Verhältnissen ausgelöst werden und zwangsläufig unfreiwillig sein müssen, sondern Ausdruck einer, wenn auch zwiespältigen Freiheit sein können.

Patricia Preuß M.A. ist Programmleiterin des Literaturarchivs Sulzbach-Rosenberg/Literaturhaus Oberpfalz.

Die Texte der tschechischen Autorinnen und Autoren übersetzte Kristina Kallert ins Deutsche.



Alena Zemančíková: »Wo sind unsere Berge?«

Unserem Heimatkundemuseum in Tachau/Tachov oblag die Sorge um einen hussitischen Morgenstern, verschiedene Erzeugnisse der lokalen Volkskunst, Gipsmodelle der böhmischen Grenzburgen und die besonders beliebte Abteilung »Der Wald in der Dämmerung«. Eine Eule glitt durchs Zwielicht, ein Fuchs pirschte heran, und beide waren sie ausgestopft. Das Kreisheimatmuseum zeigte weder eine lokale Tracht noch eine Bauernstube noch eine alte Fotografie der Stadt. Es schwieg sich aus über die berühmte Orgelbauerfamilie Gartner und über die Schöpfungen des spätbarocken Malers Elias Dollhopf.

Meine Heimat war am wahrscheinlichsten wohl dieser Wald in der Dämmerung. Auf viele Fragen gab es hier keine Antwort, denn die Leute lebten in Unwissenheit. Trotz und vielleicht auch gerade wegen all dieser Geheimnisse waren es schöne Zeiten. Die späteren waren schlimmer; die Demarkationslinie verhinderte zwar, dass sich die Besatzungsarmee der Sowjets hier festsetzte, aber eine Raketenbasis wurde gebaut. Bis heute ist der Begriff Heimat für mich verbunden mit etwas, worüber man nicht die ganze Wahrheit erfährt, wo kleine Verhältnisse herrschen, wo alles strengs-

tens bewacht wird und man nie weiß, ob die Berge, die sich an den Himmel schmiegen, auf dem eigenen Territorium liegen oder doch woanders?

Kerstin Specht: Heimat ist da, wo man seine Schmerzen hat.

Heimat könnte so eine Art Epidermis sein, eine Haut, die einen schützt.

Aber dann sind die frühesten Erfahrungen, die man als Kind ungeschützt erlebt, Dinge, die die Haut ritzen, die unter die Haut gehen, die verletzen.

Ich bin im Frankenwald aufgewachsen, direkt an der Grenze zur DDR. Vor dem Haus eine Bundesstraße, hinter dem Haus die Bahn und die Grenze. Ich durfte nicht in den Kindergarten, weil die Nonnen ein evangelisches Kind nicht aufgenommen haben. Später im Schulhof, ein Strich, der die katholischen von den wenigen evangelischen Schülern trennte, der nicht übertreten werden durfte. Steine flogen wie in Belfast. Ein ziemliches Anti-Idyll. Äußere Grenze und innere Ausgrenzung war das Thema. 1962 war immer noch eine Hochzeit für konfessionelle Kämpfe. Die Heimat, die ich finden konnte, lag in der Sprache, in den

Büchern. Meine Oma hatte ein einziges Buch, die Bibel, das war mal der Anfang. Daraus hab ich ihr vorgelesen als Kind, nicht umgekehrt.

Später hab ich dann andere Heimaten gefunden, – und wieder verloren.

Ich hab mich meist in Männer verliebt, die fremd waren in Deutschland, oder fremd waren in einem anderen Land, in dem ich selbst Gast war, Menschen mit melancholisch grundierten Stimmungen, Durchreisende, Zurückreisende.

Aber das Fremdsein, das Heimatlossein, die Heimat los sein kann ja auch ein Gewinn sein. Und es ist ja auch eine Voraussetzung für jede Form von Kunst, Dinge von außen betrachten zu können. (...)

Inzwischen hatte ich andere Heimaten, vorübergehende, Nordafrika, Südspanien, Frankreich und habe andere Heimatstücke geschrieben, meistens zu Migrationsthemen, aber die wurden kaum nachgespielt. Aber Migration, und damit automatischerweise auch Heimat, wird das Thema bleiben. Nicht nur für Theaterautoren. Für alle. Für die Migranten, die Exilierten und die in ihren Burgen Sitzenden, Unbeweglichen.

Thomas Klupp: »Heimatsplitter«

Manchmal würde ich mich gern wie Heidi fühlen. Ich wüsste dann genau, wo ich zu Haus' und glücklich wäre: und zwar in den Bergen, unter dunklen Tannen und auf grünen Wiesen im Sonnenschein. Ich meine das nicht ironisch. Ich stelle es mir wirklich schön vor, Heimweh allein und ausschließlich nach einem einzigen, klar definierten Ort zu empfinden. Die eigene Identität und das eigene Gefühlsleben würden mir dann ohne Frage in einem weniger diffusen Licht erscheinen, als sie es in der Wirklichkeit tun. Nicht zuletzt auch würde mir als ein in der Oberpfalz aufgewachsenes Heidi-Update dieser Text sehr leicht von der Hand gehen. Ich könnte jetzt mit Überzeugung sagen: Meine Heimat sind dunkel bewaldete Hügel unter träge dahin ziehenden Wolken, sind wogende Kornfelder und Schilf umsäumte Weiher, über die bläulich schimmernde Libellen schwirren. Etc. (...)

Je älter ich werde, mit desto mehr Heimat scheine ich mich anzufüllen. Als wäre Heimat nicht nur der Vergangenheit zugehörig, sondern als würde sie mir zugleich aus der Zukunft entgegenkommen. Heimat verstanden als etwas Prozessuales bzw. Dynamisches – als etwas, das sich ausbreitet, das wächst im Lauf der Zeit und dabei immer vielgestaltiger wird.

Josef Moník

Heimat – das klingt pathetisch und es ist, wie ich festgestellt habe, nichts, was sich greifen ließe. Vlast jedinou, v dědictví mi danou, širou tu zemi, zemi jedinou, die eine Heimat, zum

Erbe mir verliehen, dies weite Land, dies einzige, schrieb jener fleißige Leser der deutschen Romantiker. Držte se, Hanáci – Haltet euch, Hanaken, rief der österreichische Oberst Kopal bei Solferino. Und die in der Kirche St. Cyrill und Method eingeschlossenen Fallschirmjäger antworteten der Gestapo: Jsme Češi, nikdy se nevzdáme – wir sind Tschechen, wir ergeben uns nie.

Wann immer ich durch die Straßen meiner Kindheit streife, durch die Tychonova oder die Jilemnického, ist es, als hätte sie wer gestohlen. Andere Maße, andere Luft, vielleicht hat man in meiner Abwesenheit alles niedergedrückt und die ursprünglichen Häuser durch Kulissen ersetzt. Heimat – das ist ein Gefühl, eine Schichtung von Farben und Empfindungen, die Erinnerung an eine Katze, die ich auf dem Schoß hielt. Das kann ich mir wo auch immer vor Augen rufen, vielleicht stellt es sich auch von alleine ein und umschmeichelt mich wohlthuend, wie der Duft des blauen Pullovers, den meine Mutter trug – der mit den Schließen. Zwar bin ich in Karlsbad geboren, doch zogen wir schon nach einem Jahr wieder zurück nach Prag; an meinem Geburtsort habe ich keine Erinnerung, und doch erkenne ich ihn. Ob er nicht schon im Mutterleib auf mich eingewirkt hat? Denn ich sehe den verschlafenen Klassiker, wie er aufbricht von dort, an einem Tag im Jahr 1780 – auf seine Italienische Reise. (...)

Druck und Feuchtigkeit der Luft spielen mit, die Temperatur des Bieres, die Tonart, in der die Schwalbe tiriliert. Hunderte Male habe ich Touristen auf den Hradschin begleitet, dienstlich. Die Prager Burg, ein bisschen auch käufliche Dirne – ich habe Halbwahrheiten hergesagt und dazu eine vereinfachte Fassung der Architekturgeschichte. Und wenn ich dann in der freien Zeit allein auf die Burg hinauf gehe, nur mit Olina, ist alles anders, vertraut, und doch entdecke ich stets etwas Neues. Hier hat Kosmas gesessen? Hier wurde Fürst Jaromír von seinem jüngeren Bruder geblendet, dessen Sohn er später zum Herrscher ausrief, hier wurde er ermordet von Angehörigen einer konkurrierenden Sippe, unter der Jahre zuvor sein älterer Bruder gewütet hatte. Warum haben die Russen von allen die größte Sehnsucht nach ihrer Heimat? Nach diesem grausamen Land, wo Ivan der Schreckliche regelmäßig eine halbe Stadt unter dem Eis der Flüsse versenkte und die Sterbenden ihn priesen bis zu ihrem letzten Atemzug. Wer übrig blieb, kroch auf allen Vieren und fraß, was die Pferde der herrscherlichen Gespanne hinter sich ließen. Ich kann nicht anders, ich nehme Heimat als etwas von Gott Gegebenes, so wie den Namen, den mir die Eltern gaben. (Ich kannte

einen Karel, der mit achtzehn seinen Namen änderte auf René; wer so etwas tut, ist ein Mutant). Ich kann nicht anders, ich muss bekennen, dass ich meiner Heimat gehöre.

Norbert Niemann: »Maske Heimat«

Das Wort Heimat stellt mich immer wieder aufs Neue vor große Probleme. Nicht dass kein Haus, kein Ort, kein Landstrich existierte, die ich ohne zu zögern als mein Zuhause bezeichnen würde. Aber ich hätte Schwierigkeiten, sie Heimat zu nennen. In »Heimat« schwingen mir zu viele diffuse Sehnsüchte mit. Sie dringen von außen in mich ein, ohne dass ich es verhindern könnte. »Heimat« ist mir nicht ganz geheuer. Daher gehe ich für gewöhnlich auf Distanz zu ihr.

Gleichwohl überfällt mich manchmal wie aus dem Nichts ein Gefühl der Vertrautheit und Zugehörigkeit, zum Beispiel, wenn ich von einer längeren Reise zurückkomme. Es kann sich beim Blick auf einen zwischen den Hügeln hervorspitzen Kirchturm einstellen oder beim Geruch und Rascheln welken Laubs an einer bestimmten Stelle am See. Ich gerate dann in einen Zustand, als hätte ich eine Art Haut durchstoßen, die normalerweise zwischen der Welt und mir aufgespannt ist. Eigenartigerweise ist dieser Zustand jedes Mal mit einem Eindruck völligen Alleinseins verbunden. Für einen Augenblick gibt es keine Menschen mehr, vielleicht nicht einmal mich selbst. Es herrscht plötzlich ein anderes Zeitmaß: die unendlich verlangsamte Zeit der Bäume, des Himmels, der Alpenkette am Horizont. Die Zeit der Menschen ist zu einem Wimpernschlag zusammengeschrunpft. Dennoch – oder gerade deswegen – fühle ich mich in solchen Momenten aufgehoben, außerordentlich präsent, und meine zu ahnen, was Heimat vielleicht bedeuten könnte. (...)

Die Rede von Heimat ist zugleich immer auch die Rede von ihrem Verlust gewesen. Ich glaube, unter anderem das macht sie so kompliziert. Sie setzt überhaupt erst da ein, wo »Heimat« entbehrt wird, wo wir zu vermissen beginnen, was zwar nie Anspruch auf das Pathos von Heimat erhob, aber uns bisher irgendwie durchs Leben trug. (...)

In Schüben kehren die Klage und die Rettungsbemühungen um die Heimat seit zweihundert Jahren wieder. Sie leben immer dann auf, wenn technologische Neuerungen ökonomische und politische Veränderungen nach sich ziehen, soziale Umbrüche bewirken. Heute befinden wir uns wieder mitten in einer solchen industriellen Revolution, einige Historiker nennen sie die dritte.

Unsere Lebenswelt wird jedoch auch bestimmt vom Erbe der früheren Versuche, Heimat als das Notwendige zu erhalten. Der neunzigjährige Verein aus meinem Nachbardorf ist ein Beispiel dafür. »Heimat« in der Postmoderne ist etwas Künstliches geworden. Die Sehnsucht nach ihr besteht trotzdem fort, auch wenn sie nicht mehr über den Umstand hinwegsehen kann, dass sie beinahe überall zur Attrappe und

zum Kitsch erstarrt ist. Jenseits der Liste volkstümlicher Attribute sucht sie etwas seltsam Abstraktes, fast schon Metaphysisches. Passend dazu lautet ihre Definition auf Wikipedia: »Heimat verweist zumeist auf eine Beziehung zwischen Menschen und Raum«. Denn für unser Leben im 21. Jahrhundert sind Beziehungen zwischen Menschen und Raum längst keine Selbstverständlichkeit mehr. (...)

Der Roman als Rekonstruktion einer aus den Augen geratenen Wirklichkeit. Der Roman zugleich als Möglichkeitsform, um gegen eine Verwechslung von Wirklichkeitsabbildern mit der Wahrheit vorzubeugen. Mein neuer/alter Traum ist es, Romane würden dazu beitragen, den Blick zu öffnen auf eine Heimat hinter der Maske »Heimat«.

Tomaš Zmeškal

Es ist nicht von Bedeutung, ob unsere Erkenntnisse auf einer religiösen oder einer persönlichen Überzeugung oder gar auf skeptischem Atheismus beruhen. Mir scheint, es geht darum, dass wir aus unserem Begriff von Heimat niemanden ausschließen, dass wir an niemandem vorbeisehen. Denn die, an denen wir vorbeisehen, werden eines Tages mit unerwarteter Vehemenz auf sich aufmerksam machen. Wir sollten uns selbst erkennen, umso besser erkennen wir dann auch unsere Heimat. Und auf dem Weg hoch zum Blaník – in dem wohl keine Ritterschar ruht, eher noch die Brüder Godots, auf deren Hilfe wir hoffentlich nie werden vertrauen müssen – sollten wir uns auch der Pflanzen bewusst werden, die hier zusammen mit uns ihre Heimat haben: Flattergras, Krähenauge, Bingelkraut und Heil aller Wunden. Und kreuzt eine Riesenglanzschnecke unseren Weg, sollten wir weichen und sie nicht hindern, sondern bedenken, wer alles sich ihre Heimat zur Geißel nimmt. Wir sollten unsere Heimat als Gesellschaft gestalten, die jedem offen steht, wir sollten keine geschlossene, nur manchen vorbehaltene Einrichtung daraus machen, denn je mehr wir sie anderen verschließen, desto schlechter werden wir uns in ihr fühlen und desto leichter wird sich auch jemand finden, der mit dem Finger auf uns zeigt und zu uns sagt: »Du gehörst nicht hierher.«

Silke Scheuermann

In meinem im Frühjahr veröffentlichten Roman »Shanghai Performance« habe ich ausführlich das Gegenteil von Heimat beschrieben: die globalisierte Welt. Die Protagonistin Luisa ist die Assistentin der international bekannten Performancekünstlerin Margot Winkraft; das Zweiergespann bringt viele Monate in fremden Städten. Doch während Margot ihr mobiles Leben genießt, macht Luisa sich durchaus ihre Gedanken, vor allem, seit sich ihr Freund Christopher von ihr getrennt hat (...).

Luisa versucht, sich auf etwas unbeholfene Art und Weise ein Stück »Heimat« zu schaffen: Sie geht in einen Alldays Supermarkt und sucht ein paar Vorräte zusammen. An der Kasse

stellt sie fest, dass sie gekauft hat, was sie immer kauft: Wein, Chips, Niveacreme: »– mit anderen Worten, ich hatte exakt die Dinge gekauft, die ich auch zu Hause in Frankfurt im Laden um die Ecke geholt hätte, um mich auf einen Abend allein zu Hause vorzubereiten. Auf einmal widerte mich meine Phantasie los. Ausgerechnet hier, in dieser Hyper-Metropole, fiel mir nichts anderes ein, als meine ewiggleichen Vorlieben und Abneigungen zu bedienen. Wie hilflos war ich eigentlich meinen Ritualen ausgeliefert, dass mir nichts anderes in den Sinn kam, als eine raubkopierte, amerikanische DVD einzulegen und mich hinter einem Buch zu verschanzen und bei Chips und Weißwein meine üblichen Gewohnheiten weiter zu pflegen. Anstatt die Gelegenheit zu nutzen, meinen Geist zu erweitern, hielt ich ihn in seinen Grenzen – als ob es mir möglich wäre, eine unübersichtliche Welt dadurch wieder halbwegs in Ordnung zu bringen, dass ich mich wie ein Automat benahm.«

Daraus lässt sich, so meine ich, eventuell ableiten, dass sich Heimat erstens künstlich schaffen lässt durch Konsum. Und zweitens, und hier bin ich mir sicherer: Gewohnheiten schaffen Heimat.

Markéta Pilátová: »Sprache als Heimat. Über Mütter in Träumen und der Verlust der Witze«

In Brasilien, in der Hafenstadt Porto Alegre, gibt es eine deutsche Gemeinde, deren Angehörige sich gleichermaßen als Deutschen wie Tschechen fühlen. Ihre Vorfahren haben sich noch zu österreichisch-ungarischer Zeit in Brasilien angesiedelt, heute schickt ihnen der tschechische Staat von zu Hause Lehrer. Diese Menschen sehen ihre Heimat mit offenen Augen, sie möchten von neuem verstehen, was ihnen einst Eltern und Großeltern beigebracht haben. Ihre Heimat ist jenes ferne Böhmen, wo man Deutsch und Tschechisch gesprochen hat. Es ist gut, eine solche Heimat zu haben. Sie wieder zu finden, mit Hilfe der Sprache. Diese Deutschen sind zugleich stolze Brasilianer. In der Schule, auf der Straße, auf den Ämtern sprechen sie das brasilianische Portugiesisch. Zu Hause Deutsch und Tschechisch. Ihre Heimat ist sehr, sehr groß, sie wölbt sich über den Ozean. Was liegt schon daran, dass Europa weit weg ist. Ihr Deutsch ist vom Ende des 19. Jahrhunderts und ihr Tschechisch bröckelt wie altes Brot. Aber ihr Sprachgefängnis ist weitaus geräumiger, es hat interkontinentale Zellen. Vielleicht sprechen die Mütter in den Träumen mit ihren Söhnen Portugiesisch und Deutsch und die Großmütter Tschechisch.

Alle Texte der Autorinnen und Autoren sind vollständig auf www.literaturblog-bayern.de zu lesen.

vorherige Seite und unten Impressionen vom Autoren- und Übersetzertreffen in Eger/Cheb.





169 | **quadrat** | zentimeter

Kultur

www.eon-bayern.com

Kulturpreis Bayern
der E.ON Bayern AG



Die Dinge zeigen, wie sie sind.

Herbert Pöhnl's Fotografien von »Hinterbayern«

Text: **Hans Kratzer**

MANCHMAL SAGEN HERBERT PÖHNLS FOTOGRAFIEEN MEHR, ALS ES TAUSEND WORTE KÖNNTEN: JENE AUFNAHME MIT DEN FEIN GEWANDTEN TRACHTLERN ZUM BEISPIEL, DIE IHREN HUNGER GANZ TRADITIONSVERGESSEN AN EINEM STEH-IMBISS MIT PAPPTELLERN STILLEN. MAN KÖNNTE EINE VOLKSKUNDLICHE SEMINARARBEIT ÜBER DEN WANDEL VON WERTEN UND HEIMAT VERFASSEN UND HÄTTE DENNOCH MÜHE, DIESES THEMA SO ZU VERDICHTEN, WIE ES PÖHNL AUF DIESEM FOTO GELINGT. ODER DIE GRAUE, FLÄCHIGE HAUSWAND MIT DEM HERUNTERBRÖCKELNDEN PUTZ, DIE NUR DURCH EINEN SCHMALEN GRASSTREIFEN VOM ASPHALT DER STRASSE GETRENNT IST. DIESES BILD ZEIGT EIN PARADEBEISPIEL VON LÄNDLICHER TRISTESSE, GARNIERT MIT EINEM FROHSINNS-PLAKAT AUS DER BIERWERBUNG. IM HIGH-TECH-LAND BAYERN IST DIESE MELANGE AUS VERFALL UND GRELLBUNTER KONSUMWELT ALLGEGENWÄRTIG. UNSER AUGE STREIFT SOLCHE MOTIVE EHER BEILÄUFIG, PÖHNLS BLICK ABER SEZIERT SIE GERADEZU.

Seine Entdeckungen macht er auf ausgedehnten Streifzügen durch Ostbayern, wo Tradition und Moderne eine seltsame Koexistenz eingegangen sind. Um sie zu entschlüsseln, bedarf es freilich jenes einfühlsamen Blicks, der dem 1948 in Furth im Wald geborenen Fotografen von Haus aus zu eigen ist.





169 | **quadrat** | zentimeter

Kunst

www.eon-bayern.com

Kulturpreis Bayern
der E.ON Bayern AG

Der gelernte Betriebswirt dokumentiert mit seiner Kamera seit mehr als 30 Jahren, wie sich die Landschaften und die Menschen verändern und welche Kulturbrüche damit einhergehen – Pöhl zeigt, was wirklich hinter Bayern steckt.

Spiegelbilder einer Waldheimat, garniert mit Kitsch und Krimskrams

Wer dieses Hinterbayern, wie Pöhl es nennt, entdecken will, findet es also nicht in Hochglanz-Bildbänden und in den Prospekten der Tourismusbranche. Zwar wirken viele seiner hinterbayerischen Impressionen zunächst wie banale Alltäglichkeiten, aber spätestens auf den zweiten Blick erweisen sie sich als Spiegelbilder einer Waldheimat, die reichlich garniert ist mit Kitsch, Krimskrams und den Absurditäten einer Gesellschaft, die im Sturmgebraus der Globalisierung ein wenig die Orientierung verloren hat.

WERFEN WIR NUR einmal einen Blick auf die Totenbretter, die seit jeher die Wege des Bayerischen Waldes gesäumt haben. Früher ließ man sie in freier Natur verwittern, schließlich gelten sie ja als Sinnbilder für die Vergänglichkeit des Lebens. Freilich, in Zeiten, in denen das Toskanahaus das alte Waldlerhaus verdrängt und das Brauchtum zum Medien-Event degradiert wird, in solchen Zeiten leiden auch die Totenbretter. Auf Pöhls Fotografie sind sie jedenfalls wie billige Werbeplakate an einer Wand befestigt, persifliert durch eine daneben hängende Aufschrift »Eintritt für Unbefugte verboten«. Mit Lackfarbe konserviert und schützend unter ein Dach gestellt, mutieren die Totenbretter zur hochglanzpolierten Realsatire.



PÖHNL DOKUMENTIERT das Gesicht einer Region, aber er dokumentiert die Wirklichkeit anders als viele seiner Kollegen«, sagt sein Verleger Hubert Ettl vom Lichtung Verlag. Dort sind zwei Bildbände mit Pöhl-Fotografien erschienen, einer heißt HinterBayern«, ein anderer Heimat. Bitte lächeln«. Dieser Titel ist insofern treffend, als Pöhl das oft aberwitzige Ergebnis seiner Spurensuche am liebsten mit einem Augenzwinkern serviert. Die Flohmarktszene mit den fein säuberlich auf der Kühlerhaube eines Wagens aufgereihten Krickern kündigt vom alten Jägerstolz der Waldler – dargeboten auf einem Statussymbol von heute. Eine markantere Komposition von Tradition und Moderne könnte man kaum erfinden.

Oder die Supermarkt-Fassade, die der Fotograf beim Blick über den Friedhof eingefangen hat. Vorne die kalten, polierten Grabsteine, Zeugnis einer verödeten Friedhofskultur, dahinter die bunten Lettern des Discounters, der für jenen Einheitskonsum steht, der auch die Friedhöfe erfasst hat. Pöhl sagt, er verstehe die Fotografie als Phänomenologie, er zeige die Dinge, wie sie sind. Freilich, die Heimat, die er uns präsentiert, kommt vor lauter Marktschreierei und Protzerei ziemlich spinnert daher.

Heimat unter dem Diktat einer entfesselten Mobilität

Pöhl steckt, wie es Bernhard Setzwein einmal formuliert hat, nicht in den Nöten der Hochglanzfotografen, die verzweifelt auf der Suche sind nach all den fingerhakelnden, Maibaum aufstellenden, Bärwurz in einen blauen Himmel haltenden, vor einem uralten Holzbauernhaus Positur einnehmenden Bayerwaldler.« Er sucht und findet stattdessen Realien wie die einsam in der Winterlandschaft stehende Betonbrücke, Symbol einer Heimat, die unter dem Diktat einer entfesselten und alles erobernden Mobilität steht.

Skurrile Szenarien unter weißblauem Himmel

An Stelle von Heile-Welt-Motiven und idyllischen Barockkirchen präsentiert Pöhl dem Betrachter lieber grüne Klo-

häuschen vor weiter Landschaft. Die Ästhetik der Heimat wird nach seiner Definition nicht mehr vom Schönen und Guten definiert, sondern von skurrilen Szenarien unter durchaus weißblauem Himmel.

Das Kirchlein, dessen trutzige Mauern viele Jahrhunderte kommen und gehen sahen, den Marschtritt vieler Armeen hörten, Herzöge und Bettelleute im Schrittempo vorbeiziehen sahen, dieses Kirchlein wird jetzt von einer Straße gesäumt, auf der die Autos nur mit Tempo 30 vorbeifahren dürfen. Es scheint fast, als könnte diese im Mittelalter wurzelnde Kirche die Beschleunigung des modernen Lebens einen Moment lang bremsen.

Schon bei den Fotografen, die vor Pöhl unterwegs waren, sehen wir die Melancholie des Verlustes, sei es beim Straubinger Bruno Mooser oder bei den alten Lichtbildnern aus dem Böhmerwald, die bereits vor Jahrzehnten um die Gefährdungen der regionalen Identität wussten. Sie ahnten, dass die Menschen, die lange Zeit nur Armut kannten, eine Tages

Kulturpreis Bayern

der E.ON Bayern AG

in Partnerschaft mit dem Bayerischen Staatsministerium für Wissenschaft, Forschung und Kunst

Leistung und Engagement für die Region sind Markenzeichen der E.ON Bayern AG. Jährlich verleihen wir den mit insgesamt 170.000 € dotierten Kulturpreis Bayern für überragende Leistungen in Kunst und Wissenschaft. Ausgezeichnet werden neben herausragenden Künstlern auch die besten Absolventen beziehungsweise Doktoranden bayerischer Fachhochschulen und Universitäten sowie der fünf staatlichen Kunsthochschulen in Bayern.

www.eon-bayern.com

e-on | Bayern

alles Neue, und sei es noch so windig, gierig aufsaugen und dafür liebenswerte Traditionen opfern werden.

Herbert Pöhl arbeitet durchaus erfolgreich gegen die größten Irrwege in seinem geliebten Hinterbayern an. Bernhard Setzwein kennt jedenfalls Menschen, die auf den Kauf besonders greislicher Blumenpflanzkübel verzichtet haben, weil eine Stimme gewarnt hat: Bloß ned! Sunst kummt da Pöhl und fotografiert's!«

Hans Kratzer ist Redakteur der Süddeutschen Zeitung und lebt im niederbayerischen Velden.

Herbert Pöhl aus Viechtach gehört zu den bekanntesten Landschaftsfotografen Ostbayerns. Im Lichtung Verlag Viechtach erschienen 1996 der Band »HinterBayern« mit Fotografien von Herbert Pöhl und Texten von Karl Krieg und Bernhard Setzwein, 2004 der Band »Heimat. Bitte lächeln« mit Fotografien von Herbert Pöhl und Texten von Bernhard Setzwein.



links Szenenfoto aus dem Spielfilm »Maria, ihm schmeckt's nicht«
(Regie: Neele Leena Vollmar) nach Jan Weilers gleichnamigem Bestseller.
unten Postkarte aus Italien, 50er Jahre.

Heimat – muss das sein?

Anmerkungen eines Migranten

Text: Antonio Pellegrino

ALS MEINE ELTERN mir in den siebziger Jahren erlaubten, die Sommerferien in Deutschland zu verbringen, war die Freude groß. Ich durfte allein mit dem Zug vom östlichen Stiefelabsatz Italiens nach Mailand reisen, wo meine Mutter auf mich wartete. Von dort aus sollten wir unsere Weiterreise zum neuen Wohnort meiner Eltern im Rheinland fortsetzen. An jedem Bahnhof überprüfte ich meine Geografie- und Geschichtskennntnisse. Bari, Landeshauptstadt von Apulien. Pescara, Geburtsstadt des großen Dichters Gabriele D'Annunzio. Recanati, der Geburtsort des unglücklichen Giacomo Leopardi. Ancona, die Hafenstadt, in deren Nähe der geschichtsträchtige Ort Jesi liegt. Jesi. Hier wurde 1194 Friedrich II. geboren. Nach der Legende ließ die bereits in die Jahre gekommene Konstanze d'Hauteville, Tochter des sizilianischen Königs Roger II. und Ehefrau des deutschen Kaisers Heinrich VI., auf dem Marktplatz der kleinen Stadt ein Zelt aufstellen, damit jeder sehen konnte, dass sie noch in der Lage war, ein Kind auf die Welt zu bringen und diejenigen Lügen zu strafen, die behaupteten, das Kind sei in Wahrheit der Sohn eines Metzgers. Die Gerüchte blieben politisch folgenlos. Wenige Monate vor ihrem Tod ließ die bereits verwitwete Konstanze ihren dreijährigen Sohn und Enkelkind des großen Friedrich Barbarossa Friedrich II. zum König von Sizilien krönen. Das Kind wurde naturgemäß zum Spielball gegensätzlicher politischer Interessen. Mit seiner Erziehung wurden ein christlicher Lateinlehrer und ein

© Constantin Film | Privatbesitz

muslimischer Gelehrter betraut, die ihm Latein und Arabisch beibrachten. Der königliche Lämmler soll jahrelang durch die Straßen Palermos gestreut sein, wo er mit den unterschiedlichsten, multiethnischen »Kulturkreisen« in Berührung kam. Immerhin lebten in Palermo Italiener, Deutsche, Normannen und Sarazenen. Die Karriere des »Chints von Pulle«, wie er später wegen seiner Vorliebe für Apulien genannt wurde, begann mit seiner Heirat der Witwe des ungarischen Königs Konstanze, die natürlich arrangiert war. Später sorgte Papst Innozenz III. dafür, dass die deutschen Fürsten Friedrich zum römisch-deutschen Kaiser wählten. Mit siebzehn Jahren brach Friedrich nach Deutschland auf, um sein neues eigenes Reich kennen zu lernen: ohne Waffen, ohne Geld. Im Oktober 1212 wurde er in Mainz von den deutschen Fürsten zu ihrem König gekrönt.

Ein Kaiser – viele Heimaten

Natürlich nicht unbedacht wurde die Zeremonie in Aachen wiederholt, wo die Insignien aufbewahrt wurden. Seit Karl dem Großen wurden die deutschen Kaiser hier gekrönt. Nach einem achtjährigen Aufenthalt in Deutschland kehrte Friedrich nach Sizilien zurück. Er war als Kind gegangen, nun kam er als siegreicher Kaiser wieder, der von Palermo aus über die Geschicke Europas bestimmte, dem maroden Sizilien große Reformen aufzwang und Palermo zu einer der wichtigsten europäischen Kulturmetropolen werden ließ. An seinem Hof lebten berühmte Gelehrte, die in vielen Disziplinen glänzten, mehrere Sprachen beherrschten. Friedrich selbst sprach fließend Griechisch, Lateinisch, Arabisch und Provenzalisch. Und selbstverständlich auch Deutsch. Für Dante war er nach seinem Großvater Barbarossa und Heinrich VI. der letzte Staufer (ultima possanza), der sich erfolgreich auf dem sizilianischen Thron behaupten konnte und dabei nicht nur auf die Zementierung seiner Macht bedacht war. Für den Florentiner Dichter war der römisch-deutsche Kaiser, König von Sizilien und Jerusalem, Erster nach Gott, der Wegbereiter der italienischen Dichtkunst, da an seinem Hof Jacopo da Lentini, der bedeutendste Vertreter der »Scuola Siciliana« und Schöpfer des Sonetts, lebte. In seinen philosophischen und naturwissenschaftlichen Traktaten formulierte der »rex tyrannus und poeta laureatus in einer Person« (Horst Stern) wichtige Erkennt-



nisse über die Tierwelt – insbesondere über die Falken – und das menschliche Seelenleben. Und mit Castel del Monte hinterließ der »Stupor mundi et immutator mirabilis« der Nachwelt sein architektonisches Rätsel. Hatte Friedrich eine Heimat?

WENN JA, WELCHE? Deutscher Vater, normannische Mutter, Aufenthalte in Deutschland, Rom, Apulien und schließlich Sizilien: Heute würde man wohl diesen »ersten Europäer« (Nietzsche) als einen »Menschen mit Migrationshintergrund« bezeichnen. Den Begriff »Heimat«, so erinnerte ich mich, hatte ich in der Schule im Zusammenhang mit dem Stauferkaiser nie gehört. Selbstverständlich wurden wir im Geschichtsunterricht über die Bedeutung der vielen Opfer aufgeklärt, die in beiden Weltkriegen für das Vaterland (Patria) ihr Leben gelassen hatten. Auch auf den Kriegsdenkmälern las man in goldenen oder bronzenen Lettern eingraviert »Caduti per la patria«.

Heimat und Pathos

Das Wort »Heimat« hörte ich zum ersten Mal aus dem Mund einer deutschen Freundin meiner Mutter, die nach meinem Ferienaufenthalt von der bevorstehenden »Rückkehr in heimatliche Gefilde« sprach. Das war eines der ersten Rätsel der deutschen Sprache, die ich mit Hilfe eines kleinen Lexikons zu lösen versuchte. Heimat = Patria. Ich machte die Gegenprobe und suchte im deutsch-italienischen Teil nach »Patria«. Patria = Vaterland. Rückkehr ins Vaterland nach einem Ferienaufenthalt? In den siebziger Jahren wurde dieser Begriff in Italien kaum gebraucht. Ihm haftete etwas Patriotisch-Pathetisches und Nationalis-

tisches an, das an die rhetorisch aufgeblasenen Reden Mussolinis erinnerte. Auch heute versucht man ihn zu vermeiden. Bei Staatsakten und offiziellen Anlässen bevorzugt man den weniger belasteten Begriff der »Italienischen Nation«. Es gab (und gibt) im Italienischen auch nicht, wie ich später lernen sollte, solche Komposita wie »Heimatfilm« (Film nazional-popolare), Heimatverein (Associazione regionale), Heimatkunde (Storia e geografia della propria regione), Heimatmuseum (Museo regionale) oder Heimatliteratur (Letteratura regionale). Von Heimatliebe (Amor per la patria) ganz zu schweigen. Auch die Franzosen haben es da nicht leichter. Obwohl es bereits im ersten Vers der Marsellaise das Wort »Patrie« auftaucht, (Allons enfants de la patrie), würde heute ein Franzose Heimatliebe mit »amour pour mon pays« übersetzen. Die romanischen Sprachen lassen eben so gut wie keine Komposita zu. Bei der Übersetzung eines solchen zusammengesetzten deutschen Substantivs sind sie auf die Hilfe eines Adjektivs angewiesen. In manchen Wortfeldern bietet die deutsche Sprache mehrere Synonyme und sinnverwandte Worte. Was bedeutet nun aber Heimat genau? Ursprünglich wurde dieser Begriff in der Rechtssprache verwendet. Noch im 19. Jahrhundert bezeichnete man als Heimat den Ort, an dem man geboren wurde oder in dem man sich durch die Verleihung des Heimatsrechts aufhalten konnte, einen Beruf ausüben und Grundbesitz erwerben konnte. Der Erwerb von Grundbesitz begründete den Anspruch auf das Bleiberecht. Der Besitzlose bekam keinen »Heimatschein«, weil man befürchtete, dass im Fall von Armut, Krankheit oder Erwerbsunfähigkeit der Mittellose Leistungen der öffentlichen Einrichtungen in Anspruch nehmen könnte. Daher waren Gemeinden auch befugt, Menschen ohne Besitz auszuweisen.

Alte Heimat, neue Bräuche

Erst durch die Industrialisierung und durch die darauf folgenden Massenbewegungen sah man von dieser Praxis ab. Das Recht auf Freizügigkeit und die Gewerbefreiheit veranlassten immer mehr Menschen, ihre Heimat zu verlassen, um in der Fremde ihr Glück zu suchen. Am Anfang des 20. Jahrhunderts lebten zwei Drittel der Deutschen an einem anderen Ort als dem ihrer Geburt. Die Faszination des Neuen und die durch die neuen Verkehrsmittel gewährleistete Mobilität versprach vielen Menschen Freiheit und Wohlstand. Doch das hatte auch negative Auswirkungen wie Entwurzelung zur Folge. Viele Länder und Gemeinden sahen sich plötzlich mit neuen sozialen Konflikten konfrontiert. Der Begriff »Heimat« bekam eine neue Bedeutung. Bereits 1838 lieferte

das Bilder-Conversations-Lexikon für das deutsche Volk folgende Definition: »Heimat nennt man das Land, wo man geboren ist. Jeder Mensch fühlt in seiner Brust ein mächtiges Gefühl, welches ihn zu dem Lande hinzieht, in welchem er seine Kindheit und Jugendzeit verlebte. Dieses Gefühl ist bei einzelnen Menschen und unter einzelnen Völkern, namentlich Gebirgsbewohnern, zuweilen so stark, dass aus der unbefriedigten Sehnsucht nach dem theuren Heimatlande ein krankhafter Zustand entsteht, den man Heimweh nennt«. Nach den katastrophalen Folgen des 2. Weltkriegs und nach den daraus folgenden Massenvertreibungen machten Tausende von Flüchtlingen (Heimatvertriebene) ihr »Recht auf Heimat« geltend. Der Begriff erhielt eine neue politische Dimension.

UND WIE WIRD heute Heimat definiert? In seiner klugen Ökologiekolumne »Heimat« unterscheidet Hansjörg Küster, Professor für Pflanzenökologie an der Universität Hannover, zwischen den Begriffen »Heimat«, »Region« und »Umwelt«. Für ihn ist die Region ein abgegrenztes Gebiet, ein Landkreis oder ein Staat. Es kann sich dabei auch um einen Wirtschaftsraum (Europa der Regionen) handeln. »Umwelt«, fährt Küster fort, sei ein Begriff aus der Biologie oder Ökologie, bei dem es um die unterschiedlichen Rollen und Funktionen zwischen den Lebewesen und ihrer Umgebung, zwischen Mensch und Natur gehe. Der Begriff »Heimat«, so Küster, beinhalte auch keine wissenschaftlich definierbaren Beziehungen zwischen Mensch und Umwelt. Vielmehr sei Heimat stark an Emotionen gebunden, die aus Sitten und Gebräuchen, traditionellen Festlichkeiten und anderen gemeinsamen Erlebnissen in einer Gemeinschaft resultieren.

Für seine Heimat kann man sich auch schämen. In den 50er und 60er Jahren verleugneten italienische Wanderarbeiter aus dem Süden schamhaft (und schamlos) ihren Geburtsort, weil dieser im Gastland mit Armut, Parasitentum und Kriminalität in Verbindung gebracht wurde. Heimat kann auch kollektive Schuldkomplexe verursachen. Bis in die jüngste Zeit hinein hat man als Deutscher vor allem in den im 2. Weltkrieg besetzten Gebieten die eigene Nationalität kleinlaut ausgesprochen – mit Bauchschmerzen sozusagen.

Neue Bürger und politische Verantwortung

Heimat ist also sicher die Geburtsstadt, der Ort, an dem man Kindheit und Jugend verbringt. Aber auch der selbst gewählte Wohn- und Arbeitsort kann eine Heimat werden. Im Laufe meiner langjährigen Tätigkeit als Vorsitzender des Comites (Frei gewählte und von der italienischen Regierung anerkannte Vertretung der Auslandsitaliener in Oberbayern) bin ich vielen Menschen begegnet, die in den fünfziger Jahren ihre Heimatdörfer verlassen haben, um in Deutschland ihren Lebensunterhalt zu verdienen. Viele dieser Gastarbeiter der ersten Stunde verbringen nun ihren Lebensabend in der Bundesrepublik. Auch wenn sie regelmäßig ihren Geburtsort besuchen, eine endgültige Rückkehr in ihre alte Heimat kommt für sie nicht mehr in Frage. Trotz der geografischen Nähe zu Italien, zu groß sei der

© Wikimedia Commons



geistige und emotionale Abstand zwischen ihnen und dem Heimatland geworden, lautete ihre Bilanz. Man ziehe es vor, in der neuen Heimat die alten Traditionen zu pflegen und, wenn möglich, sie mit denen des »Gastlandes« in Einklang zu bringen. Für die zweite und dritte Generation von Migranten spielt die Frage nach der Heimat kaum eine Rolle. Wer hier geboren ist, einen erfolgreichen schulischen Weg absolviert hat und eine berufliche Karriere anstrebt, verschwendet kaum einen Gedanken an die Heimat seiner Eltern. Die neuen »Italiener bavaresi« verbringen zwar gerne die Ferienzeit in Italien, sie versuchen, die italienische Lebensart in ihren deutschen Alltag zu integrieren, was ihnen aufgrund der Italienliebe der Bayern mühelos gelingt. Eine »Auswanderung« in das Land ihrer Ahnen, das sie nur vom Urlaub her kennen, würden sie kaum in Betracht ziehen. Mit dem aktiven und passiven Wahlrecht auf kommunaler Ebene sowie dem Recht auf die doppelte Staatsangehörigkeit, das diese Bürger mit Migrationshintergrund genießen, sorgt ihr Geburts- und Wohnort nicht nur für ein positives Zusammengehörigkeits- und Heimatgefühl. Da Rechte und Pflichten auch immer mit einem Verantwortungsbewusstsein verbunden sind, kann ein Land keinen besseren Weg finden, um Menschen gleich welcher Provenienz an sich zu binden, als ihnen auch die politische Verantwortung für sich selbst, ihre Mitbürger und ihren gemeinsamen Lebensraum zu übertragen. Der Gewinn? Womöglich wahre Heimatliebe. Übrigens: Aus dem ursprünglichen Sommerurlaub wurde ein Studien- und Arbeitsleben in Deutschland.

Antonio Pellegrino ist Literaturredakteur beim Bayerischen Rundfunk und verantwortet die radioTexte am Dienstag auf Bayern2.

oben Friedrich Barbarossa mit seinen Söhnen König Heinrich und Herzog Friedrich. Miniatur aus der Welfenchronik (Kloster Weingarten, 1179-1191). Heute Landesbibliothek Fulda.

unten »CADUTI PER LA PATRIA«: Gedenkstein für die Gefallenen des Zweiten Weltkriegs in Ranzanico (Lombardei).

rechts Hand in Hand: Mája Vejtvová (rechts) und Gerda Oberst (zweite von rechts) ca. 1940 in Großheildorf.

Erinnerungsraum Heimat

Ein grenzüberschreitendes Projekt
über sudetendeutsche Vertriebene in Bayern

Text: Sarah Scholl-Schneider

ES KLINGT WIE ein Film mit spätem Happy End: Gerda Oberst aus München, die Sudetendeutsche, und Mája Vejtvová aus Prag, die Tschechin – einst Nachbarinnen und beste Freundinnen – haben sich 50 Jahre lang gesucht. Nach der Vertreibung, dem Ende des Zusammenlebens von Deutschen und Tschechen in der Tschechoslowakei nach dem Zweiten Weltkrieg, konnten sie sich erst durch einen Zufall, in dem die dichten Netzwerke der Heimatvertriebenen eine Rolle spielten, wiederfinden. Sein Titel könnte wie die ersten Worte der tschechischen Nationalhymne lauten: »Wo ist meine Heimat?«. Große Teile ihrer Kindheit hatten die beiden Frauen gemeinsam im nordmährischen Ort Postřelmov verbracht. Auch als der Ort Großheildorf hieß und nicht mehr Májas Vater Bürgermeister war, sondern Gerdas Vater, waren die beiden unzertrennlich. In einem Oral-History-Interview erinnert sich Vejtvová: »Und stellen Sie sich vor, dass diese Freundschaft selbst in der Zeit fortbestand, in der mein Bruder 1944 von den Faschisten ins Konzentrationslager Theresienstadt geschickt wurde. Wir wurden dauernd von der Gestapo aufgesucht, es fanden Hausdurchsuchungen statt, alles wurde auf den Kopf gestellt. Und es war ein Wunder, dass der Herr Bürgermeister Thonn, der Vater von Gerda, es ihr nie verboten hat, mit mir befreundet zu sein.« Erst mit der Vertreibung der Deutschen aus der Tschechoslowakei nach Kriegsende wurde die Freundschaft der beiden zwangsweise für 50 Jahre unterbrochen. Wie war es dazu gekommen?

Postřelmov/Großheildorf war eigentlich im tschechischsprachigen Teil der Tschechoslowakei gelegen und der »Anschluss ans Reich« 1938 war keine sichere Sache gewesen. Im Gegenteil – es gab Proteste der überwiegend tschechischen Bevölkerung, die versucht hatte, die Grenzziehung zu korrigieren. Denn zu der Zeit lebten im Ort ca. 1700 Tschechen und nur 165 Deutsche, so die Ortschronik. Mag »Heimat« eine romantische, ästhetische und sinnliche Angelegenheit sein – nun war sie Vokabel öffentlicher Kommunikation, Motor und Medium politischer Prozesse. Nachdem der aus Nordmähren stammende, deutschsprachige Ingenieur Anton Thonn während der Wirtschaftskrise 1932 bei den Škoda-Werken in Pilsen entlassen worden war, zog er zurück in seine Heimatregion und löste dort nach langjähriger Arbeitslosigkeit 1938 Vejtvovas Vater Oskar Doležel in seiner Funktion als Bürgermeister ab. In der tschechischen Gemeindeüberlieferung findet sich 1943 der Eintrag, dass er zwar das ein oder andere Mal seine Stimme erhoben habe, seinen Wutausfällen aber nie Schlimmeres gefolgt sei: »Glück für viele unserer Leute, dass er sie zusammenschrie, die Denunzierten aber nie der Gestapo übergab«, so der Chronist. Dies bestätigt auch Vejtvová: »Meine Schwester hat wunderschön Klavier gespielt. Und immer, wenn sie spielte, machte sie das Fenster weit auf, damit die ganze Straße ihr Spiel hört. Und einmal spielte sie Variationen auf unsere Nationalhymne »Wo ist meine Heimat?« und der Bürgermeister Thonn ging gerade durch unsere Straße und sagte mir: »Bitte richte





oben Wiedersehen nach 50 Jahren in München 1996, links Mája Vejtvová, rechts Gerda Oberst.

deiner Schwester aus, sie möge das Fenster schließen.« Womöglich erklären diese Gesten Thonns auch das verhältnismäßig kurze Strafmaß, das ihm durch das Gericht in Olomouc/Olmütz nach dem Krieg zuteil wurde. Bereits 1948 kam er mit seiner Familie in Bayern an. Seine Tochter Gerda Oberst erinnert sich im Interview an ihren letzten Weg durch den Ort zum Sammellager: »Mir ist das erst bewusst geworden: Als Bürgermeisters Töchter ziehst jetzt mit dem Handwägel ab...«. Die Frage, wo ihre Heimat ist, kann sie seitdem nur mehr auf sehr komplizierte Art beantworten.

SCHICKSALE WIE DIESE sind nicht nur für die bayerische und deutsche Erinnerungskultur von Bedeutung, sie sind es auch für eine europäische Erinnerung und Zukunft. An der Universität Augsburg widmet sich daher seit 2008 ein Projekt den Fragen des multiethnischen Zusammenlebens in den Böhmisches Ländern bis zum Ende des Zweiten Weltkriegs, Fragen von Vertreibung, Integration und neuen Aufbrüchen im zusammenwachsenden Europa. Hintergrund ist das von Prof. Dr. Marita Krauss erstellte Konzept für das geplante Sudetendeutsche Museum in München. Das Augsburger Interviewprojekt, in wichtigen Teilen finanziert vom bayerischen Sozialministerium, versteht sich dafür als Pilotprojekt. Im Mittelpunkt des Projektes an Krauss' Lehrstuhl für Bayerische und Schwäbische Landesgeschichte stehen Oral-History-Interviews mit sudetendeutschen Vertriebenen in Bayern. Sie kreisen insbesondere um die im Museumskonzept zentralen Themen Heimat, Grenzen, Migrationen, Loyalitäten, den Bruch und Austausch. Über die Individualgeschichten tun sich Möglichkeiten auf, das Zusammenleben, das Miteinander und Gegeneinander von Deutschen und Tschechen vor der Vertreibung, danach, und heute im zusammenwachsenden Europa zu erforschen und zu präsentieren.

Zunächst geht es um lebensgeschichtliche Interviews mit sudetendeutschen Vertriebenen in Bayern, sorgfältig digital aufgenommen und dann transkribiert; einen wichtigen Teil der Interviews bilden überdies die

privaten Fotobestände, die ebenfalls digitalisiert und von den Zeitzeugen und Zeitzeuginnen kommentiert werden. Diese bisher über 100 Interviews in Bayern bilden den zentralen Ausgangspunkt. Personen- und ortsbezogene Recherchen im Lastenausgleichsarchiv in Bayreuth und den Staatsarchiven ergänzen die Ergebnisse.

DOCH DAMIT NICHT genug: Das Projekt ist grundlegend grenzüberschreitend angelegt. In der multiperspektivischen und vieldimensionalen Herangehensweise liegt die Chance, nicht in einseitigen Deutungsmustern zu verharren. So wird auch in den ehemaligen Heimatorten der Vertriebenen recherchiert, werden tschechische Archive besucht und mit Fotos das Heute neben den Bildern von damals dokumentiert. Und es werden dort Menschen befragt, die bereit sind, Auskunft zu geben. Immens aussagekräftig sind die Interviews mit Heimatvertriebenen. Meist waren sie Opfer der kommunistischen Spurenvernichtung, änderten ihre Namen, wechselten die Sprache und passten sich an. Gleichzeitig konnten oft nur sie ein vollkommenes Verwischen der Spuren verhindern, indem sie etwa die Pflege verlassener Grabstätten übernahmen oder innerhalb der Familie weiterhin Deutsch sprachen. Zwar marginalisiert, befanden und befinden sie sich in einer Mittlerposition zwischen alten und neuen Bewohnern. Hinzu kommen geschichtsinteressierte Mitglieder von Bürgerinitiativen und Ortschronisten, professionelle Archivare und Museologen. Auskunft geben auch örtliche politische Vertreter. Nicht zuletzt geht es um die am schwierigsten greifbaren, direkt in Bezug zu den Vertriebenen stehenden Personen vor Ort: Die neuen Bewohner der Häuser, Schulkameraden, ehemaligen Nachbarn, Freunde. Ergänzt wird dies durch ethnographische Feldforschungen vor Ort. Dies kann die teilnehmende Beobachtung etwa der Arbeit von Geschichtsinitiativen oder von Reisebussen mit »Heimweh«-Touristen sein, aber auch die Begehung der »Erinnerungsräume« der Vertriebenen oder die Spurensuche nach vergangenen Zeichen im Raum.

Das Schicksal von Gerda Oberst und Mája Vejtvová macht deutlich, dass immer etliche Geschichten parallel ablaufen, sich widersprechen und ergänzen. Daher werden im Projekt die konkreten Orte nicht als Bühne, sondern als integraler Bestandteil der Geschichte(n) untersucht und die Menschen nicht als Statisten, sondern als von diesen Orten und von der Geschichte geprägte Handelnde. Integraler Bestandteil der bayerischen Geschichte sind die sudetendeutschen Vertriebenen zweifelsohne. Die Suche nach einer neuen Heimat – einer neuen Heimat, die man sich erarbeiten musste – kann aus

den zahlreichen Interviews des Projektes eindrucksvoll herausgelesen werden. Obwohl sie lange schon als »vierter Stamm« Bayerns und heute als Vorbild für Integration gelten, deuten nicht nur die teils schwierigen Anfänge in Bayern, sondern auch weitere Details in den Lebensgeschichten darauf hin, dass es sich um vielschichtige und langfristige Integrationen auf unterschiedlichsten Ebenen handelte und handelt. Gerda Thonn etwa heiratete 1957 den ebenfalls aus dem Sudetenland stammenden Helmut Oberst – »wir hatten halt zum Teil gemeinsame Erinnerungen«. Heimat zeigt sich hier auch in ihrer sozialen Dimension. Neben den räumlichen und zeitlichen sowie den kulturellen und symbolischen Komponenten von Heimat ist das »Gemeinsame«, das Zugehörigkeitsgefühl, ein wichtiger Faktor. Die Frage nach Heimat scheint also weniger mit dem Wo? als mit dem Was? zu stellen zu sein. Denn soziale Bindungen und Beziehungen, Erinnerung an die gelebte Zeit sowie das kulturell erlernte Verhalten samt Sprache genauso wie Deutungsmuster, die einen Menschen in einem Raum als heimisch erscheinen lassen – all diese Faktoren spielen neben der räumlichen Komponente eine Rolle bei der Konzeptualisierung von Heimat. Dabei wird auch deutlich, in welcher enger Beziehung Heimat zu Migration steht: Gerade der Verlust der Heimat ist es zumeist, der sie reflektieren lässt. Die Tatsache, der Heimat beraubt worden zu sein, macht jedoch nicht automatisch lebenslang heimatlos, sondern lässt vielfach Alternativen zu örtlicher Verwurzelung entstehen. Versteht man Heimat auch als sozialen Raum, so kann sie sich in lebens- und alltagsweltlichen Interaktionen im Rahmen von Bekanntschaften, Treffen von Landsleuten oder Schreiben für und Lesen von Heimatblättern auch an einem anderen geographischen Ort erleben lassen.

DOCH WIE DAS Beispiel der beiden Freundinnen zeigt, ist nicht nur die Seite der Weggegangenen interessant. Die heutigen Bewohner trafen vielmehr nach der Vertreibung der deutschsprachigen Bevölkerung symbolische und reale topographische Leerstellen an, die sie mit Leben füllen mussten. Nicht immer ist ihr heutiger Wohnort für sie der Heimatort, oft liegen ihre Wurzeln anderswo. Häufig können sie die in den Raum eingeschriebenen Zeichen nicht lesen, missdeuten oder missachten sie gar. Andererseits prägen die dort auffindbaren Spuren auch sie. Etwa den vierunddreißigjährigen Petr Mikšíček aus dem Erzgebirge: »Ich kann mich aus meiner Kindheit daran erinnern, wie wir mit alten deutschen Büchern gespielt haben, mit Büchern, die in Fraktur geschrieben waren, es war alles so geheimnisvoll. Wenn wir die Möbel von der Wand gezogen haben, sahen wir deutsche Inschriften wie »Tischler« oder »Möbelherstellung Neurolau.« Einer aktiven Spurensuche der neuen Bewohner ging jedoch in der Regel eine gezielte Spurenvernichtung durch das sozialistische Regime voraus. Daher muss auch nach der Aktualität dieser verwischten Spuren gefragt werden, nach ihrer Bedeutung für die Zukunft. Denn die »Erinnerungsräume« der Erlebnissgeneration können auch zu Orten transnationaler, multiethnischer Begegnung und Verständigung werden, wenn die jüngeren Generationen ihr Erbe ernst nehmen.

Mikšíček, Mitbegründer der tschechischen Bürgerinitiative Antikomplex, die sich seit den 1990er Jahren den schwierigen Themen der deutsch-tschechischen Geschichte widmet und zur Auseinandersetzung damit anregen will, ist einer von zunehmend mehr jungen Tschechen, die dies tun. Doch sein Interesse sei spät, bei einer Wanderung durch die Grenzgebiete gekommen, »weil ich eigentlich ein klassisches Produkt des tschechischen Schulwesens bin: Bevor ich diesen Fußmarsch

angetreten bin, habe ich nie daran gezweifelt, dass die Deutschen die Tschechoslowakische Republik zerschlagen haben, daher raus mussten und das gut so war. Also die Meinung, die ganz üblich in den Lehrbüchern stand. Und erst, als ich die Landschaft gesehen habe, die quasi zerstört, ausgeraubt und vergewaltigt war – es war dort nichts los – fing ich an, darüber anders nachzudenken«.

LETZTLICH GEHT ES also auf zwei Seiten um Verortungen und Zuschreibungen, um Verwurzelung, um Heimatfindung. Und dabei zeigt sich ein ums andere Mal: Heimat ist individuell, assoziativ, höchst subjektiv und vor allem emotional und sinnlich erfahrbar. Wenn wir in unserem Projekt nach Heimat fragen, bekommen wir daher selten klare Antworten. Gerda Oberst etwa hat noch heute den Klang des Klavierspiels der Nachbarin im Ohr. Es waren Variationen auf die tschechische Nationalhymne »Wo ist meine Heimat?«. In Variationen beantwortet auch sie die Frage nach ihrer Heimat: »Ja, das ist das Sudetenland. Obwohl wir jetzt hier sesshaft sind. Wir werden nächstes Jahr schon allein 50 Jahre hier in München sein. Und das »Sudetendeutsche« ist halt mein »ganz Zuhause«, wenn ich erzähle. Hier ist »das Zuhause« und das ist das »ganz Zuhause.« Oder, wie es einmal der aus Mähren vertriebene Schriftsteller Peter Härtling formulierte: »Heimat – das ist ein vertracktes Thema«.

Dr. Sarah Scholl-Schneider ist Wissenschaftliche Mitarbeiterin am Lehrstuhl für Bayerische und Schwäbische Landesgeschichte an der Universität Augsburg sowie am Lehrstuhl für Vergleichende Kulturwissenschaft an der Universität Regensburg. Gemeinsam mit Prof. Dr. Marita Krauss koordiniert sie das hier vorgestellte Projekt und führt neben Interviews in Bayern insbesondere die Recherchen in der Tschechischen Republik durch.

Zum Weiterlesen

Antikomplex/Lehrstuhl für Bayerische und Schwäbische Landesgeschichte (Hg.): Sudetské příběhy/Sudetengeschichten. Vyhnaní, starousedlíci, osídlenci/Vertriebene, Alteingesessene, Neusiedler. Bearbeitet von Sarah Scholl-Schneider, Miroslav Schneider und Matěj Spurný, Praha 2010. Marita Krauss, Peter Fassl und Sarah Scholl-Schneider (Hg.): Erinnerungskultur und Lebensläufe. Sudetendeutsche Vertriebene in Bayern, Volk-Verlag München (erscheint in Kürze).





© Maximilian Dorner

Heiligen süchtig werden?

In Bayern unbedingt.



Text: Maximilian Dorner Bayern ist, wer hätte das gedacht, ein Land voller Heiliger: echter, angezweifelter – Scheinheiliger natürlich auch – und vergessener. Die letzteren bilden wohl die Mehrheit. Gerade sie haben es mir besonders angetan. Ein ganzes Jahr bin ich ihnen durch ganz Bayern nachgereist für mein neues Buch mit dem Titel »Da machst was mit!«. Im Umland von München aber sind mir die liebsten begegnet.

Die Selige Edigna in Puch bei Fürstenfeldbruck

Nach ein paar Monaten, nach Besuchen bei der Heiligen Crescentia in Kaufbeuren, der Heiligen Afra in Augsburg, dem Heiligen Sebaldus in Nürnberg und anderen frage ich mich: Kann man nach Heiligen süchtig werden? Meine Freunde lachen schon, wenn ich sie unter Vorwänden wieder zu irgendeiner Verehrungsstätte lotse. Dieses Mal hat es Heike erwischt, die mich und meinen Rollstuhl nach Puch bei Fürstenfeldbruck kutschiert.

Die Knochen der Seligen Edigna sind in der dortigen Kapelle höchst eigenwillig auf einem Seitenaltar hinter einer Glasscheibe drapiert. Wie ein Skelett-Puzzle für Anatomiestudenten. Aber wichtiger als die Knochen ist ja der Baum vor der Kirche. Die Linde, in der Edigna den größten Teil ihres Lebens zugebracht hat. Doch bevor ich die in Augenschein nehme, blättere ich in dem Buch, das vor dem Altar ausliegt. Die darin versammelten Bitten sind so mannigfaltig wie die menschliche Not: Clara (Name geändert) bittet die Selige, dass ihre Eltern nichts vom Rauchen erfahren. Eine anonyme Bittstellerin wünscht sich wieder Frieden in der Pfarrgemeinde. Und Martin schreibt: »Liebe Edigna. Bitte hilf mir das ich besser in der Schule werde und ordentlicher werde und mehr einsen schreibe amen.« Und einen ganz besonders treuen Verehrer hat Edigna auch. Auf jeder zweiten Seite hat er sich verewigt. Er oder sie schien so viel auf dem Herzen zu haben, dass dies leider nur stenografisch gebändigt werden konnte ...

links Maximilian Dorner ist vor der Linde der Seligen Edigna.
oben Die Reliquien der Seligen Edigna.

Die Adressatin der Gebete, die Selige Edigna, war eine französische Königstochter. Sie floh viele, viele Jahrhunderte ist es her, um ihrer Verheiratung zu entgehen, mit einem Ochsenkarren aus Paris. In der Nähe des heutigen Fürstenfeldbruck riss ein krähender Hahn sie aus einem unruhigen Schlummer. Sie stieg von dem Fuhrwerk herunter und sah sich um. Die hohle Linde am Wegesrand wäre doch

wie für sie geschaffen, dachte sie und zog gleich darin ein. Von hier missionierte, unterrichtete und heilte sie bis zu ihrem Tod 35 Jahre später.

Die Linde steht noch, spendet aber nur Wohnraum für einen sehr kleinen Zwerg ... Wieder einmal ertappe ich mich bei dem völlig überflüssigen Versuch, Heiligenlegenden an der eigenen Wahrnehmung zu überprüfen. Als ob das für eine Selige irgendeine Rolle spielen würde, wie viele Quadratmeter Wohnfläche ihre Linde hatte!

Ungläubig machen sollte mich etwas ganz anderes. Unmittelbar neben der Linde nämlich, mehrere hofierende Tafeln weisen darauf hin, liegt Julius August Langbehn begraben. Ihm verdankt die Welt den völlig zu Recht vergessenen, völkisch tümelnden Bestseller »Rembrandt als Erzieher«. Er wollte einst, und da endet mein Mitgefühl für seine Missionstätigkeit auch gleich wieder, den wahnsinnskranken Nietzsche mit einer Gesprächstherapie heilen, verlor daran aber bald das Interesse und schusterte daraufhin sein Traktat über das Deutschsein zusammen. Statt unter eigenem Namens gab er es mit der Angabe »Von einem Deutschen« heraus. An dessen Erfolg konnte Langbehn nie mehr anknüpfen. Er reiste rastlos durch Europa, konvertierte zum Katholizismus, gab sich mehr und mehr einem widerlich klebrigen Antisemitismus hin und starb verkannt und verarmt in Rosenheim. Sein letzter Wunsch war, neben der Edigna-Linde begraben zu werden. »Auch er war die Stimme eines Rufenden in der Wüste«, steht auf seinem Grabstein. Ach, hätte wenigstens das sich bewahrheitet!

Der Heilige Nantwin in Wolfratshausen

Nichts weist in der ihm gewidmeten Kapelle auf eine besonders lebhaftere Verehrung des Heiligen Nantwin hin. Bis auf vier Kerzen, die vor einem mittelalterlichen Steinbildnis brennen. Keine Blumen, kein Gästebuch für die Gebetswünsche der Besucher wie bei Edigna, keine Tafel mit seiner Legende. Vielleicht ist den Wolfratshausern doch nicht ganz wohl mit ihrem Lokalheiligen. Das macht ihn mir noch sympathischer. Dabei war er nicht einmal ein Hiesiger, sondern ein vermöglicher Rompilger auf Durchreise. Nach einer Nacht in einer zweifelhaften Herberge wurde er von einem schurkischen Richter verhaftet, der ihn beschuldigte, den behinderten Sohn der Wirtin missbraucht zu haben. (Richter ist vielleicht nicht ganz die passende Berufsbezeichnung, zudem soll er ein Verhältnis mit der Wirtin gehabt haben.) Als Geste der Gastfreundschaft durfte sich Nantwin immerhin den Ort seiner Hinrichtung selbst aussuchen. Dort, wo sein Pilgerstab landete, würde er verbrannt werden. Voller Ingrimm warf er ihn bis weit an das andere Loischufer, eben da, wo heute auch die weniger heiligen Wolfratshausener beerdigt werden.

Nach Nantwins Tod verging nicht einmal ein Tag, bis das erste Wunder geschah. Es erblindete nämlich das Pferd des Richters in unmittelbarer Nähe der Hinrichtungsstätte. Nach

der Berührung mit einem Knochen des Verbrannten wurde es allerdings schon wieder sehend. – Da sich in rascher Folge solche wundersamen Ereignisse häuften, galt sowohl die Unschuld des Pilgers als auch seine Heiligkeit rasch als bewiesen.

Posthume Bekanntheit hat der Heilige Nantwin erst durch den »Brandner Kaspar« erlangt, dem bayerischen National-epos vom Kaspar, der den Tod übers Ohr haut. In diesem kartelt Nantwin mit den Erzengeln und erklärt seine Heiligkeit mit dem starken Bedürfnis der Bewohner nach einem eigenen Heiligen ... Aber deswegen hätten sie ihn trotzdem nicht gleich umbringen müssen.

Der Heilige Emmeram in Kleinhelfendorf

In der Kapelle in Kleinhelfendorf wird das Lebensende des Heiligen Emmeram sehr lebensecht in einer bunt bemalten Figurengruppe dargestellt. Den Regensburger Bischof hatten gedungene Mörder an dieser Stelle zunächst mit einer Lanze von hinten durchbohrt und dann auf einer Leiter gefesselt, um ihm nach und nach alle Gliedmaßen abzuschneiden. Dabei wollte Emmeram nur die Liaison der unehelich schwangeren Herzogtochter decken, und hatte sich freundlicher Weise als Kindsvater ausgegeben. Was den Herzog so aufbrachte, dass er seinen Bischof umbringen ließ. – Nach diesem Besuch ist mir nach marianischer Unbeschwertheit.

Gedankenverloren fahren meine Eltern und ich weiter nach Weihenlinden. Dem unbedingten Willen zum Wunder verdankt die Wallfahrtskirche dort ihren Bau. Als bei einem Umzug eine Marienfigur heruntergefallen und dabei nicht kaputt gegangen war, hatte man gleich das erste. (Jede anständige Madonna muss einen Höllensturz, Brand oder sonst ein Unglück überlebt haben, bevor sie wundertätig wird.) Beim Bau der Kirche schließlich entdeckten Arbeiter eine Quelle, vielleicht nicht ganz zufällig, sondern schlicht deshalb, weil sie das Wasser benötigten. Schließlich fand sich auch noch ein silberner Ring, von mehreren Engeln als Zeichen hinterlassen, und schon war das erste Kapitel des Mirakelbuchs geschrieben und eine weitere Wallfahrt geboren. Was vielleicht nicht ganz ungelegen kam, schließlich konkurrierte das benachbarte Tuntenhausen, nur wenige Kilometer entfernt, ebenfalls mit einer wundertätigen Madonnenfigur.

Die Wallfahrtsstellung halten an diesen Tag zwei Frauen. Sie haben die mit dem Hochaltar verwachsene Gnadenkapelle mit einem im ganzen Raum vernehmlichen Gebet besetzt. Die eine hat zur Sicherheit noch ihren Rollator vor der Tür zur Gnadenkapelle gestellt. Nach kurzem Zögern tappe ich dennoch hinein, bleibe nach einem strafenden Seitenblick aber demütig auf der Schwelle stehen. In der ersten Reihe sitzt eine zierliche alte Dame mit durchgedrücktem Rücken,

rechts In der Kapelle in Kleinhelfendorf wird das Ende des Heiligen Emmeram lebensecht in einer Figurengruppe dargestellt.





oben Vereinsamter Totenschädel in der Heilig-Geist-Kirche in Neufahrn.
rechts Maximilian Dörner.

in der letzten lümmelt eine unglaublich dicke Frau um die fünfzig, die kurzen Beine fest auf die Gebetsbank gestemmt. Sie beten darum, dass Gott sie vor dem Gang in die Hölle bewahre. Da unterläuft der Alten ein Fehler, worauf sie mit erhobener Stimme von dem Koloss zurechtgewiesen wird. Ein Schauer des Mitgefühls überläuft mich mit dem armen Teufel, der die beiden einst nach oben oder unten eskortieren muss.

Draußen trinke ich einen Schluck Wasser aus der wundertätigen Quelle. Nach meinem selbstgezimerten Aberglauben muss man dabei ganz fest an das Gewünschte denken. Aber ich kann mich nicht auf meine Heilung konzentrieren, weil ich die beiden Betschwestern nicht aus dem Sinn bekomme. An die Brunnenkapelle gelehnt beobachte ich meinen Vater beim Abschreiten der Votivbilder auf der Außenmauer der Kirche. Ich möchte wetten, dass überall da, wo er länger stehen bleibt, die Geschichte eines Lahmen geschildert wird, der dank des Wassers wieder laufen kann. So fromm kenne ich ihn gar nicht. Vielleicht sollte ich meine Wallfahrts- und Heiligenlust etwas zügeln oder zumindest Tuntenhausen vom heutigen Programm nehmen. Aber meine Eltern haben sich schon so sehr ans Wallfahren gewöhnt, dass sie dies vehement ablehnen.

Die Heilige Kümmeris in Neufahrn

Über uns donnern die Flugzeuge vom und zum Franz-Josef-Strauß-Flughafen. Neben dem Portal der kleinen Heilig-Geist-Kirche von Neufahrn liegt hinter einem Gitter ein völlig vereinsamter Totenschädel mit zackig zusammengewachsenen Bruchnähten. So, als hätte jemand

Maximilian Dörner ist Schriftsteller und lebt in München. Noch mehr Heilige, Marienbekleider, Skelettrestauratoren und viele weitere Begegnungen finden sich im erwähnten Buch »Da machst was mit! Mein Jahr in Bayern«, das jüngst im Piper Verlag erschienen ist.

© Maximilian Dörner



durchkreuzte ihr Vater wie schon bei Edigna mit dem Plan, sie zu verheiraten. In ihrem grenzenlosen Kummer wandte sie sich an Jesus mit der Bitte um Hilfe. Und siehe da, am nächsten Morgen erwachte sie mit einem Vollbart. Der um die Braut geprellte Vater geriet außer sich vor Zorn: Wenn sie denn schon aussehen wolle wie der Gottessohn, dann aber richtig. Also ließ er sie ans Kreuz nageln. Von dort herab tat sie noch einige Wunder. Was heißt, dass sie Heiden bekehrte und selbst ihren Vater von ihrer Reinheit und dem rechten Glauben überzeugte. Desens späte Einsicht brachte ihn aber nicht dazu, sie abzuhängen, aber immerhin dazu, nach ihrem schließlich doch erfolgten Tod ein Kloster zu stiften.

Die Kümmeris ist eine Grenzgängerin zwischen den Geschlechtern. Solche haben die Bayern schon immer mehr fasziniert, als sie je zuzugeben bereit wären. – Man kann aus dieser Bewunderung heraus aber auch verstehen, dass Frauen, die in Bayern Erfolg haben wollen, etwas männlicher sein müssen als anderswo. Obwohl die Patronin des Landes der Inbegriff von weicher Weiblichkeit ist, haben die Frauen, ob in der Politik, im Kabarett oder auf anderen öffentlichen Bühnen, dann am meisten Erfolg, wenn sie wie Männer daherpoltern.

Der Heilige Eberhard in Tüntenhausen

Zweite Station, zweiter Heiliger. Der Heilige Eberhard von Tüntenhausen in der Nähe von Freising. Die Mesnerin sitzt hinter mir in der Kirchenbank und flüstert mir die Geschichte zu den heiligen Knochen ins Ohr wie die vom Seitensprung der Nachbarin.

»Mei«, beginnt sie, »nichts Genaues weiß man nicht über den Eberhard, außer dass es sich um seine Knochen handelt, das weiß man schon, denn in den Dreißigern hat man ihn exhumiert und untersucht. Ein Viehhirte war er halt, der irgendwann gemerkt hat, dass seine Kühe gesünder sind, wenn er sie auf der Weide hinter der Kirche grasen lässt. Mit der Zeit sprach es sich herum und andere Bauern kamen, denen gab Eberhard ein bisserl Erde mit, um es unters Futter zu mischen.«

seinen Kopf beim Betreten der Kirche abgegeben und vergessen. Vor ein paar hundert Jahren war diese Kirche das Ziel von Wallfahrern, die sich Hilfe von der Heiligen Kümmeris erhofften. Hier in Neufahrn war ihre zentrale Anlaufstelle in Bayern. Die Gekreuzigte in einem fast bodenlangen Kleid, aber mit Vollbart, hängt über dem Hochaltar. Das Holzkreuz trieb einst die Isar aufwärts, wie so viele wundertätige Anbetungsstücke. Bei der Bergung wurde es beschädigt und begann zu bluten. Daraufhin ließ es der Bischof auf einen Ochsenkarren legen und Richtung Freising ziehen. Auf dem Weg wurde ein krummer Mann und eine Blinde geheilt, woraufhin man hier die Pfarrkirche erbaute. Ein Maler, der den roten Rock der Figur am Kreuz blau färben wollte, erblindete und sah erst wieder, als die Umfärbung rückgängig gemacht worden war. Doch erkannte man in dieser wegen des langen Rockes nicht den Messias, sondern die Heilige Kümmeris, die bereits in ganz Europa verehrt wurde. Plausibler als ein Jesus im Rock schien damals eine Frau mit Bart zu sein.

Und die dazu gehörige Erklärung ging so: Eine portugiesische Königstochter gelobte einst ein Gott gefälliges und nur ihm geweihtes Leben. Dies

Und so hätte sich das halt entwickelt mit der Wallfahrt. Nach seinem Tod wurde durch ein Loch in der Grabplatte mit einem Löffel heilkräftige Erde entnommen. Vielleicht wurde es irgendwie nachgefüllt, man weiß es nicht. So viele Jahrzehnte, wie man daraus gelöffelt hätte, käme es jedenfalls einem weiteren Wunder gleich, wenn immer noch welche drin wäre.

Zum Abschluss des Freising-Ausfluges statte ich noch Korbinian einen Besuch im Dom ab, über den es leider nichts Bedeutsames zu vermelden gibt, außer dass er seit seinem Tod bei den Bischöfen der Diözese von München und Freising in kaum nachvollziehbarer Gunst steht und zu Lebzeiten bei einem Herzog in Ungnade fiel, weil er ihm sein Verhältnis mit der Hofdame Pilitrud vorhielt und in Folge dessen bis zu dessen Tod im Exil missionieren musste. Manche Heilige sind einfach zu heilig, um interessant zu sein ...

Heike, die sich seit dem Ausflug nach Puch regelmäßig nach dem Fortgang meiner Recherchen erkundigt, sagt nach meinem Bericht am Telefon nur: »Unter drei Heiligen am Tag machst du es wohl auch nicht mehr, oder?«



AVISO EINKEHR
 EIN SCHNABEL VOLLER SELIGKEIT
 »UNTERTAUCHEN, AUFTAUCHEN, WEITERFLIEGEN« –
 DER BAMBERGER PELIKAN



Wegbeschreibung
 Die Untere Sandstraße befindet sich unterhalb
 des Michelsbergs am westlichen Regnitzufer mitten
 im historischen Zentrum Bamberg.

Der Pelikan
 Inh. Heiner Sauer
 Unteres Sandstrasse 45 | 96049 Bamberg
 Telefon 09 51 . 603 410 | pelikan-bamberg@web.de
 wochentags ab 17 Uhr geöffnet,
 Küche von 17.30 Uhr bis 23.30 Uhr
 samstags & sonntags ab 15 Uhr.

Text: **Nora Gomringer**

Die Sandstraße in Bamberg hat – zugegeben wie viele Straßen – zwei Enden. An einem Ende wird in der letzten Augustwoche die Sandkärwa wieder das Kommando übernehmen. Am anderen Ende wird man sich nicht übernehmen lassen. Hier befindet sich der Pelikan.

Das Haus ist dokumentarisch gesichert seit 1400 im Halbschatten des Domes und diente als Frauenhaus. Es ist anzunehmen, dass dieser Begriff eher die Freuden durch die Frauen andeutet als den Schutz für sie. Ein Gasthaus ist der schräge Vogel seit dem verbrieften Jahr 1763.

Heutzutage weiß der Bamberger eine umfassende Antwort auf die Frage, wo man gute Thaiküche genießen kann dank eben dieses Vogels. Die Karte hält Currys, Tom Jam-Suppen, Phad Thai-Variationen, Papaya- und Glasnudelsalate bereit.

Dazu auch vom Frischesten, was Koch und Wirt auf dem Markt erstehen konnten: oftmals Spinat, Schwarzwurzeln, die exotisch anmutenden Topinambur und guten, alten,

seltenen Kohlrabi in allen möglichen nicht zu überdrehten Variationen. All diese Früchte der Gärtner und Häcker und ein paar Menüpunkte auf der Karte, die bistroklassischer Natur sind (Baguettes, Salate, Antipasti) gleichen den Osten dem hiesigen Oberfranken an, indem sich das alles in schöner, fast buddhistischer Harmonie begegnet.

An festen Tagen im Jahr weiß man, dass im Pelikan die Tische und Stühle zur Seite geschoben und die Tanzbeine geschwungen werden. Der Rosenmontagsschwof ist legendär. Im Hochsommer ist ein lauschiger, von wildem Wein überwachsender Innenhof geöffnet und würde ich Alkohol trinken, so wäre die seitenlange Auswahl an Schnäpsen, Bränden und anderen flüssigen Speisen nicht ungetestet geblieben. Der Pelikan ist der Ort, an dem frau ohne Umschweife nach einer Quitten- oder Rhabarberschorle fragt.

Nach der ikonographischen Lehre ist der Pelikan ein schützendes, hingebungsvolles Wesen, dem sowohl altägyptisch als auch alttestamentarisch ein besonderer Stellenwert

zukommt. Der Pelikan trägt seine Jungen im Schnabel aus allen Gefahrenzonen. Der Pelikan ernährt in Bamberg die Alteingesessenen wie die Studenten, die für das Überschreiten der inoffiziellen Bannstrecke nach einem der eigentümlichsten Einzelfachhandel Bambergs, dem Birkenstock-Laden, schräg gegenüber dem Marionettentheater des Impresarios Lohse beschenkt werden. Der Pelikan ist nicht exzentrisch, trotz Thai und Topinambur und Wirtstochter, die im größeren B ihr Heil in der Schauspielerei sucht, der Pelikan ist Kult und davon die Erweiterung: Kultur.

Die alten, schönen Wirtshaustische, das warme Licht, die festen Schafkopftreffen und eine wunderbare Holzbank vor dem Restaurant, an deren Seiten zwei Pelikane über die möglichen »Besitzer« schnäbeln, laden zum Verweilen ein und wenn man selbst einmal beide Welten in den eigenen Schnabel nehmen möchte, das traditionelle Bamberg und das zitronengräsene, kokosmilchige Thailand, dann sei zu Bratwurst aus dem Wok geraten. Aus vollem Herzen und am besten mit leerem Magen.

Nora Gomringer lebt und wirkt als Schriftstellerin und Direktorin des Internationalen Künstlerhauses Villa Concordia in Bamberg.

AVISO EINKEHR

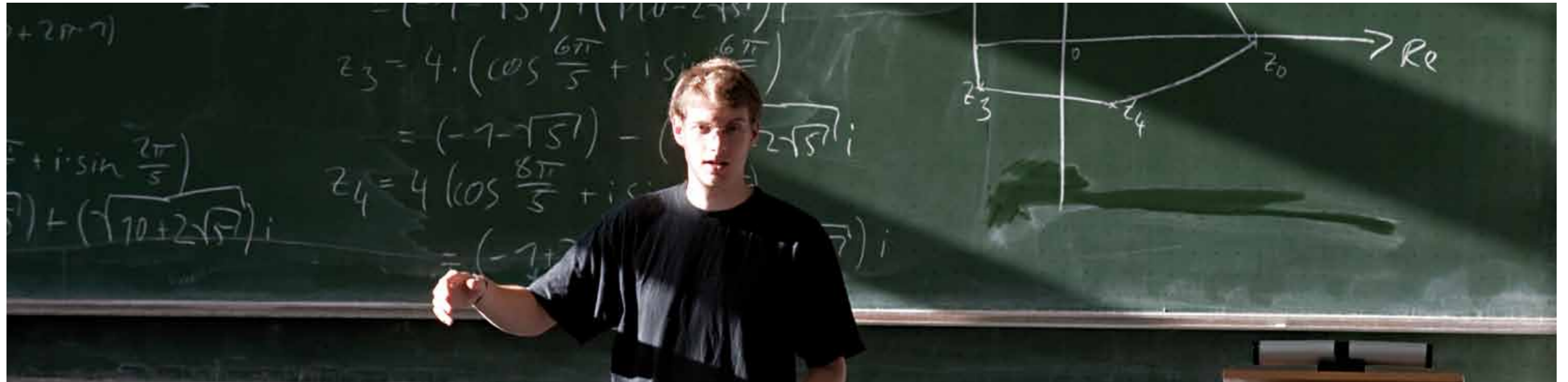
DIE SCHÖNSTEN DENKMALGESCHÜTZTEN WIRTSHÄUSER UND GASTHÖFE IN BAYERN SIND (NOCH) NICHT SO BEKANNT WIE VIELE UNSERER SCHLÖSSER, BURGEN UND KIRCHEN. DAS MUSS SICH ÄNDERN! IN »AVISO EINKEHR« STELLEN WIR IHNEN DESHALB DIE SCHÖNSTEN KULINARISCH-BAVARISCHEN MUSENTEMPEL VOR: ALLE RESPEKTABLE UND AUTHENTISCHE ZEUGNISSE UNSERER REICHEN BAUKULTUR UND: IN ALLEN KANN MAN HERVORRAGEND ESSEN, IN MANCHEN AUCH ÜBERNACHTEN.

© Heiner Sauer

LEHRERBILDUNG FÜR DIE SCHULE VON MORGEN

DIE TUM SCHOOL OF EDUCATION

Text: Manfred Prenzel



oben In Tutorien wird der Vorlesungsstoff in Kleingruppen nachbereitet.

VOR 100 JAHREN besuchte ungefähr 1 Prozent eines Jahrgangs ein Gymnasium, vor 50 Jahren waren es circa 10 Prozent und heute liegt der Anteil bei etwa 35 Prozent. Wenn bei sinkenden Geburtenraten in Zukunft die gleiche Anzahl hochqualifizierter Positionen besetzt werden soll, wird die Gymnasialbeteiligung weiter steigen müssen.

Diese wenigen und einfachen Zahlen bedeuten riesige Änderungen in der Schullandschaft, im Verständnis einer Schulart und in den Anforderungen an die Lehrkräfte. Wie kann bei einer weiter expandierenden Bildungsbeteiligung die Qualität des Abiturs gehalten werden? Wie kann man Anschluss an neuere Entwicklungen in den Bezugsdisziplinen sicherstellen? Was kann man tun, damit die Schülerinnen und Schüler ihr Wissen nicht nur in Prüfungen wiedergeben, sondern jetzt und später in unterschiedlichen Situationen anwenden können? Und wie können fächerübergreifende Kompetenzen, Verantwortungsbereitschaft und soziales Engagement in der Schule entwickelt werden, um die mehrdimensionalen Bildungsziele zu erreichen? Entsprechende Herausforderungen betreffen nicht nur die Gymnasien, sondern alle Schularten, die beruflichen Schulen eingeschlossen.

WIRFT MAN EINEN Blick in die Befunde von nationalen und internationalen Vergleichsstudien, dann findet man viele weitere Hinweise auf konkrete Herausforderungen. Vergleiche zeigen zum Beispiel, dass durch gezielte Förderung die Anzahl schwacher Schülerinnen und Schüler gering gehalten und gleichzeitig eine große Spitzengruppe entwickelt werden kann. Offensichtlich, so eine weitere Botschaft, kann man auch mit geringen Quoten an Klassenwieder-

holungen erfolgreich sein oder über 12 Jahren Schulzeit das gleiche Niveau erreichen wie andere Länder über 13 Jahre. Mädchen können gleiche Leistungen in Mathematik und in den Naturwissenschaften erzielen und ein vergleichbares Interesse an diesen Fächern entwickeln. Bei genauerer Betrachtung fällt auf, dass für solche Ergebnisse nicht nur Strukturen, sondern in erster Linie professionelle Handlungen, Maßnahmen und Unterrichtskonzepte verantwortlich sind. »Professionell« heißt dabei: Nicht die Handlungen besonderer einzelner Lehrkräfte, sondern gemeinsame professionelle Standards und gemeinsame Qualitätsentwicklungen sind für den Erfolg ausschlaggebend.

Wer die Schule entwickeln will, muss die Lehrerbildung verbessern

Für die Weiterentwicklung eines Schulsystems hat deshalb die Lehrerbildung eine Schlüsselstellung. Freilich wirken sich Veränderungen, z.B. in der universitären Lehrerbildung, erst mit einer Zeitverzögerung auf die Schulen aus. Das verlangt eine vorausschauende Planung, die vor allem auf eine besondere Qualität universitärer Lehrerbildung setzt: die wissenschaftliche, an aktueller Forschung orientierte Ausbildung. Diese bietet die

besten Voraussetzungen für Transfer, Problemlösen und professionelles Weiterlernen, wenn sie von Beginn an auf das Berufsfeld Unterricht und Schule bezogen wird.

DIE UNIVERSITÄRE LEHRERBILDUNG kann zudem sinnvoll nur mit Blick auf die Berufsbiographie konzipiert werden. Selbstverständlich muss bei der in Deutschland gegebenen mehrphasigen Lehrerbildung eine systematische Abstimmung mit der zweiten Phase erfolgen. Da auch Lehrkräfte mit dem zweiten Staatsexamen nicht ausgebildet haben, muss die »dritte« Phase der Professionalisierung und Fortbildung bedacht werden, die Universitäten durch gezielte Angebote wieder unterstützen und beeinflussen können. Zu berücksichtigen ist eine weitere Rahmenbedingung, die von der Abnehmerseite gesetzt wird: Lehrkräfte benötigen eine Fakultät für mindestens zwei Unterrichtsfächer. Die beiden Bedingungen »Mehrphasigkeit« und »Fachkombination« sind besondere Herausforderungen für die Konzeption von Lehramtsstudiengängen. Sie verlangen Einfallsreichtum, vielfältige Abstimmungsprozesse und die Entwicklung einer klaren Linie.

Lehrerbildung ist eine zentrale Aufgabe jeder Universität

Die TU München misst der Lehrerbildung strategische Bedeutung für die Nachwuchssicherung zu: Eine starke Lehrerbildung ist die beste Investition in die Nachwuchsförderung. Deshalb betrachtet die TU München die Lehrerbildung als eine ihrer tragenden Säulen. Diese Maxime ist Teil der nachhaltig angelegten Exzellenzkonzeption der TU München, die zugleich ihr Verantwortungsbewusstsein für die Bildungslandschaft in Bayern und Deutschland unterstreicht.

Die eingangs skizzierten aktuellen Anforderungen verlangen nicht nur Engagement für die Lehrerbildung, sondern innovative Konzeptionen. Innovative Ansätze sollten sich am derzeit verfügbaren besten Wissen orientieren. Deshalb muss Lehrerbildung durch eine starke Bildungsforschung gestützt und Hand in Hand mit ihr entwickelt und erprobt werden.

Aus diesen Gründen hat die TU München beschlossen, ihr bisheriges Zentralinstitut für Lehrerbildung und Lehrerfortbildung (ZLL) zu einer Fakultät auszubauen, die durch empirische Bildungsforschung profiliert wird. Dieser Ausbauschritt wurde durch Stiftungen (Susanne Klatten-, Friedl Schöller-, Heinz Nixdorf- sowie Siemens-Stiftung) in einem beträchtlichen Umfang gefördert. Bei der Konzeption der Fakultät war es ein konsequenter Schritt, die Fachdidaktiken zusammen mit den Erziehungswissenschaften zusammenzuführen. Denn diese Disziplinen bearbeiten mit vergleichbaren Zugängen das interdisziplinäre Feld der Empirischen Bildungsforschung.

IN HINBLICK AUF die Konzeption und Ausgestaltung der Lehre für eine universitätsweit angelegte Lehrerbildung (Lehramt an Gymnasien im mathematisch-naturwissenschaftlichen Bereich und



oben Die Didaktik-Seminare werden gezielt mit der Lehre in den Fachwissenschaften abgestimmt.

Lehramt an Beruflichen Schulen im gewerblich-technischen Bereich) wäre eine herkömmliche Fakultät zu eng geschnitten gewesen. Deshalb wurde die Konstruktion einer »Professional School« gewählt, die fakultätsübergreifend Verantwortung für die wissenschaftlichen Studiengänge mit dem Ziel »Lehramt« erhält. Die Bezeichnung »School of Education« drückt die Besonderheit dieser Fakultät aus. Die übergreifende Verantwortung für die Lehrerbildung wird durch den Auftrag unterstrichen, universitätsweit den Einsatz der Ressourcen für die Lehrerbildung zu kontrollieren. Strukturell sind damit ausgezeichnete Voraussetzungen für eine Lehrerbildung «aus einem Guss» geschaffen.»

Drei Schwerpunkte der Lehrerbildung an der TU München

Die TUM School of Education setzt innerhalb der Rahmenvorgaben der Lehramtsprüfungsordnung (LPO I) drei konzeptionelle Schwerpunkte: die fachliche Ausbildung, die fachdidaktischen und pädagogischen Studien sowie die Persönlichkeitsentwicklung. Das Studium soll forschungsbasiert und berufsfeldbezogen für die spätere Tätigkeit als Lehrerin und Lehrer qualifizieren und beste Voraussetzungen für einen kontinuierlichen Professionalisierungsprozess schaffen. Vor allem sollen unsere zukünftigen Lehrkräfte darauf vorbereitet werden, Herausforderungen aufzugreifen und entsprechend Unterricht und Schule gemeinsam weiter zu entwickeln.

Die Studiengänge für die Lehramter sind an der TU München als Bachelor- und Masterstudiengänge angelegt. Das auf die Unterrichtsfächer bezogene fachliche Studium findet in den jeweiligen Fakultäten

statt und folgt einem auf die Besonderheiten des Lehramts ausgerichteten Curriculum, das zusammen mit den Fakultäten ausgearbeitet wurde. Die fachdidaktischen und pädagogischen Studien sind an der School of Education lokalisiert und werden dort konsequent auf Unterrichts- und Schulerfahrungen (in studienbegleitenden betreuten Praktika) bezogen. Im Bereich der Persönlichkeit wird vor allem die Entwicklung eines Berufsethos angestrebt. Die Entwicklung wird durch spezielle Veranstaltungsangebote wie auch durch die entsprechend konzipierte Praktikumsbetreuung unterstützt. In Hinblick auf Aspekte der Lehrerpersönlichkeit spielen die Auswahlgespräche, die an der TU München mit Studienbewerbern geführt werden, eine wichtige Rolle. Diese Gespräche helfen, die besonderen Anforderungen an das Lehramtsstudium wie an die Lehrerpersönlichkeit herauszustellen und gegebenenfalls auf Entwicklungsbedarfe aufmerksam zu machen. Gespräche mit Mentoren und Dozenten bieten im Verlauf des Studiums wiederholte Gelegenheiten, um Entwicklungen rückzumelden und zu reflektieren. Die TUM School of Education will Lehramtsstudierende, die den Anforderungen des Berufs voraussichtlich nicht gewachsen sind, relativ früh in Beratungsgesprächen auf andere Studien- und Berufsperspektiven aufmerksam machen.

Im Blickpunkt: Unterricht und Schule

Die School of Education hat aus dem »Erbe« des ZLL eine Anzahl von so genannten Referenzschulen übernehmen können. Mit diesen ausgewählten und ausgezeichneten Schulen bestehen vertragliche Vereinbarungen, die insbesondere die Betreuung der Studierenden in den Praktika betreffen. Das Konzept des TUMpaedagogicum sieht eine enge Verbindung von schulpraktischen Studien und theoretischer Ausbildung vor. Die Studierenden erhalten frühzeitig und über einen längeren Zeitraum die Chance, sich mit dem Schulalltag und mit dem gesamten Spektrum der Lehrertätigkeit vertraut zu machen. Die Praktika werden in Seminarveranstaltungen vor- und nachbereitet. So erhalten die Studierenden Aufträge, Unterricht und Schule gezielt zu erkunden und die Erkenntnisse zu reflektieren und zu besprechen. Gleichzeitig werden den Studierenden von den Mentorinnen und Mentoren an den Referenzschulen Stück um Stück anspruchsvollere Aufgaben übertragen, die einen Eindruck von wichtigen Anforderungen des Lehrerberufs vermitteln. Zwischen den Referenzschulen und den Lehrenden der TUM School of Education besteht ein regelmäßiger Austausch. Die Referenzschulen werden aber auch als Schulnetz verstanden, dem fachliche und fachdidaktische Fortbildungen und Workshops angeboten werden. Auch hier übernimmt die TUM School of Education universitätsweit Koordinierungsaufgaben.

Begleitforschung und Evaluation

Seit ihrer Gründung im Oktober 2010 hat die TUM School of Education mit großem Einsatz und in enger Kooperation mit den anderen Fakultäten an der Weiterentwicklung der Studiengangskonzeptionen für

die Lehramtsstudiengänge gearbeitet. Ebenso wurden andere Bausteine der School, zum Beispiel die Auswahlgespräche oder das TUMpaedagogicum neu konzipiert und erprobt. Diese Erprobungen sind mit der Anwendung größer oder kleiner angelegter Erhebungsverfahren verbunden, um die Akzeptanz und manche Effekte abschätzen zu können. Da eine ganze Reihe von Forschungsprojekten an der School of Education Lehrkompetenzen untersuchen, bestehen sehr gute Möglichkeiten, Instrumente bei der Evaluation von Maßnahmen einzusetzen, die über die an der TU München üblichen Veranstaltungsevaluationen hinausgehen. Hier besteht ebenfalls die Absicht, nicht nur den Erfolg von Innovationen zu überprüfen, sondern sich auch um eine Verbreitung von guten Konzepten für eine zukunftsorientierte Lehrerbildung zu bemühen.

Professor Dr. Manfred Prenzel ist Erziehungswissenschaftler und Bildungsforscher. Er leitete das bundesweite Modellversuchsprogramm »Steigerung der Effizienz des mathematisch-naturwissenschaftlichen Unterrichts« (Sinus) mit 1700 Schulen und war als Nationaler Projektmanager für PISA 2003 und 2006 tätig. Er ist Mitglied der internationalen PISA Science Expert Group der OECD und Nationaler Projektmanager für PISA 2012. Seit 2009 hat er an der TU München den Susanne Klatten-Stiftungslehrstuhl für Empirische Bildungsforschung inne und ist Dekan der TUM School of Education.

DAS KLEINE MUSEUM

WIE MARIA ENZA UND SCHÄFERHUND PRINZ DIE KULTUR AUF DIE PEUNT BRACHTEN

Text: Götz Gemeinhardt

WER WEISSENSTADT BESUCHT, kommt wegen der unberührten Natur, wegen des Fichtelgebirges und des Badesees. Seit 2007 zieht die Stadt im Landkreis Wunsiedel auch Freunde Konkreter Kunst an. Ihr Ziel ist ein flacher, schwarz-weißer Quader in der Goethestraße: das kleine Museum. Klein, ja, aber spektakulär. Ein Blickfang. Ein Fremdkörper? »Besonders« nennt Dr. Laura Krainz-Leupoldt die Konstellation Weißenstadt – kleines Museum: »Natürlich hatten die Weißenstädter eine gewisse Schwellenangst, ihre Haltung war kritisch-abwartend, aber interessiert waren sie von Anfang an und alle Genehmigungen wurden problemlos erteilt.«

Farben und Bilder spielten schon in Lauras Kindheit in Triest eine große Rolle. Ihr Vater, ein Schiffbauingenieur, wollte Maler werden, aber seine Eltern untersagten das. So widmete er sich seiner Begabung in der Freizeit. Noch im hohen Alter und nachdem er erblindet war, fertigte Dr. Alfredo Krainz mit Hilfe seiner Frau Egle Collagen an. »Verfolge das Interesse für die Kunst weiter«, schrieb er seiner Tochter, mit der er gemeinsam malte und Kunst sammelte, vor seinem Tod.

IN WEISSENSTADT LEITEN Dr. Laura Krainz-Leupoldt und ihr Ehemann Franz H. Leupoldt die PEMA Vollkorn-Spezialitäten und die Leupoldt Lebkuchen-Manufaktur. Die Unternehmerin erfüllt sich hier, finanziell unterstützt von ihrer Mutter, einen Lebensstraum: »Noch während meines Studiums in Italien habe ich mir das Ziel gesetzt, einen Ort für Kultur und Kommunikation zu schaffen.« Sie kauft 2001 das marode ehemalige Weißenstädter Postamt (1973 bis 1999), lässt es mit großem Aufwand sanieren und beauftragt den Nürnberger Innenarchitekten Jan Wittmann mit der Neugestaltung der Räume. Doch die Bauherrin ist sich nicht sicher, wie das kleine Museum nach außen wirken soll. Bis Familie Leupoldt 2005 eine Ausstellung von Professor Marcello Morandini besucht, bei der dessen Tochter Maria Enza und Prinz, der Schäferhund der Leupoldts, sich kennenlernen: »Ihre spontane Zuneigung führten Morandini und mich zusammen und diese Begegnung war entscheidend. Ich fragte ihn, ob er sich ein Gebäude ansehen würde, dem es an Persönlichkeit fehlt. Seine Tochter und unser Hund waren die unbewussten Initiatoren eines architektonischen und kulturellen Impulses für Weißenstadt.«

Marcello Morandini, bedeutender konstruktivistischer Künstler, Designer und Architekt, und die Initiatorin stehen in regem Kontakt, besuchen sich gegenseitig, tauschen Gedanken aus, entwickeln Ideen und suchen nach Materialien, mit denen sich die Perfektion von Morandinis Skizzen umsetzen lässt. »Die wichtigsten Entscheidungen trifft man in Italien beim Essen«, erinnert sich Krainz-Leupoldt an ein Mittagessen in Mantua, bei dem man den Entwurf auswählt, nach dem die Fassade des kleinen Museums entstehen wird. Im Frühling 2007 ist Baubeginn. »Die architektonische Gestalt des vorhandenen, sehr zurückhaltenden Baukörpers animierte mich, das Projekt mit großer Freiheit und ohne Einschränkungen anzugehen«, sagt Morandini. »In erster Linie habe ich mich in die künftigen Besucher hinein zu versetzen versucht. Die ausgewählte Lösung weist eine starke Charakterisierung auf, sie stellt die Geometrie

voran und verkörpert ein klares, unmissverständliches Bild, sozusagen ein ganzheitliches Logo.« In den beiden Grundfarben Schwarz (Granit) und Weiß (Carrara-Marmor), die Basis visueller Wahrnehmung, sind die drei Grundformen der Geometrie (Dreieck, Kreis und Rechteck) dargestellt. Am 27. Oktober 2007 wird das kleine Museum eröffnet. Auf den einstigen Peuntwiesen, auf denen den Kühen das Gras besonders gut geschmeckt haben soll. Nun belebt die Kultur die Peunt neu, ihre Saat soll aufgehen und Früchte tragen.

WERKE MORANDINIS SIND in einer Dauerausstellung zu sehen, Dr. Krainz-Leupoldt organisiert jährlich zwei Kunstausstellungen, eine weitere Dauerausstellung beleuchtet die Unternehmensgeschichte von PEMA und Leupoldt. Das kleine Museum – Kultur auf der Peunt bietet Raum für Konzerte, Lesungen, Tagungen, Seminare und Sonderausstellungen mit dem Schwerpunkt Konkrete Kunst: 2008 zeigte es Werner Bauers »Die Kunst, das Licht zu ordnen«, 2009 »Arbeiten in Schwarz und Weiß« von François Morellet, 2010 »Neue Formen des konstruktiven Reliefs« von Peter Weber und Gert Riel, 2011 »Architektur der Stille« von Anne Blanchet und Mehdi Moutashar. »Für die Schwierigkeit des Objekts ist es gut besucht. Es lockt Leute an, also ist es etwas Gutes«, stellt die Gründerin fest. »Das kleine Museum ist mein kultureller Beitrag für die Region.«

Einen Raum ihres kleinen Museums hat Laura Krainz-Leupoldt ihren Eltern gewidmet, einen ihrem Mann, einen weiteren Marcello Morandini. Der Raum »Eugen Gomringer« ist nach dem Vater der Konkreten Poesie benannt, der mit Morandini befreundet ist und Krainz-Leupoldt stark beeinflusst hat: »Ich bin ihm sehr dankbar für meine positive Infizierung mit Konkreter Kunst. Sie war in mir, aber ich ahnte es nicht. Ähnlich wie beim kleinen Museum – alles war da, es musste nur mit Leben erfüllt werden. Ich glaube, all das war kein Zufall, sondern eine Schicksalsfügung.«

MIT DEM KLEINEN Museum – Kultur auf der Peunt hat Dr. Laura Krainz-Leupoldt einen kulturellen Reizpunkt gesetzt. Sie hat ohne Zweifel Hochfranken und seine Kultur belebt. Und sie hat den Leitspruch ihrer Familie umgesetzt: »Anche sulla roccia più dura nasce qualche grazioso fiore.« Auch auf dem härtesten Felsen kann eine zarte Blume blühen.

rechts Das kleine Museum – Kultur auf der Peunt .
darunter Dr. Laura Krainz-Leupoldt, die Initiatorin
des kleinen Museums.
unten Marcello Morandini, Scultura 361A, 2004.w



Götz Gemeinhardt lebt als freiberuflicher Redakteur, Autor, Produzent, Sprecher und Moderator in Hof.

Das kleine Museum – Kultur auf der Peunt Führungen ab acht Personen jeden Mittwoch und Donnerstag nach Voranmeldung unter Telefon 09 253 89 24. www.kulturaufderpeunt.de

DEPESCHE AUS DER VILLA CONCORDIA MENSCHENFREUNDLICHER HERR GRAU



Liebe Leserin, lieber Leser,

der Sommer treibt meteorologischen Schabernack mit uns in Bamberg. Enttäuschend ist das. Auf der anderen Seite ist die Witterung immer noch so gut, dass sich unsere Stipendiaten aus Island trotzdem an ihrem Aufenthalt freuen. Sie scheinen den Wechsel zwischen Sumatra-Sturzregen, Apokalypsen-Spontanhagel und brutschwüler Hitze apart zu finden und versichern uns, dass Island weit trostloser, kälter, nasser und damit nerviger sei. Die deutschen Stipendiaten sind geduldig, ja ergeben, selbst wenn es mal reinregnet, die Isländer: selig.

Statt hier alle unsere Gäste im Kurzporträt aufzuzählen, möchte ich berichten, dass wir neben Stipendiat Nummer 13, dem gerade »geschlüpfen« Baby zweier Stipendiaten, auch noch einen Stipendiaten Nummer 14 bieten können. Er geht auf vier Pfoten, hat ein graues Fell, lässt sich blicken, sobald mehr als fünf Leute im Garten stehen und sich nach einer Lesung, einem Konzert, einer Festlichkeit zu prostern und manchmal auch in meinem Büro. Da sagt er selten zur Begrüßung, grundsätzlich eher zum Vorwurf: »Miau«. Ich habe festgestellt, dass jeder Stipendiat eine eigene Beziehung zu Herrn Grau (so mein Name für den Karthäuser Kater) pflegt. Einar Kárason, der große Romancier aus dem Norden, den die baldige Frankfurter Buchmesse, wie alle unsere Gäste der Sparten Literatur und Musik, mit Arbeit im Vorfeld belegt, füttert Herrn Grau regelmäßig. Dafür hat er sogar ein Markenprodukt erworben. Natürlich weiß Herr Grau das und kommt daher täg-

lich pünktlich um 15 Uhr zu Kárasons Schreibpause an dessen Apartmenttür, um beschenkt zu werden. Kárason hat einen isländischen Namen für Herrn Grau, der in Berlin lebende Autor Wolfgang Schlüter, der Nachbar von Herrn K., hegt Bewunderung für das schöne Tier und spricht ihn wohl mit einem eigenen, sehr sorgfältig gewählten, aber geheimen Namen an. Sebastian Kuhn, der lebensräumlich zwischen unserem Garten und dem Neuen Ebracher Hof pendelt, Sibylle Lewitscharoff, die ein warmer Preisregen (Huch und Kleist!) zu allen Witterungsphänomenen dieses Jahres überschauert, Marton Illes, der täglich viele Stunden am Flügel komponiert und laboriert und Atli Heimr Sveinsson, der legendäre isländische Komponist, der sich gerade um ein anderes Tier in seinem geplanten Oratorium bekümmert, nämlich den Jonasschen Wal und dessen Bauchstiefen, sie alle kennen Herrn Grau unter anderen Namen. Die Autorin Dulce Maria Cardoso hat im letzten Jahr viel für die Befreundung des felidäischen Gastes getan. Herr Grau ist ein nebulöses Fixum unserer so unterschiedlichen Tage. Wer ihm begegnet, beugt sich zu ihm, wird ein Tierfreund, oft ein bisschen kindlich, weil verspielt und es ist erstaunlich zu beobachten, wie der Mensch der Kreatur begegnet und wie die Kreatur den Menschen spiegelt. Mein Partner wird jeden Tag nach der Arbeit vor der Villa-Türe von Fräulein Helena, einer weißen Katze mit einem blauen und einem grünen Auge, einer Schönheit, die zu ihrem Schutze und Erhalt aus Griechenland importiert wurde, begrüßt. Fräulein Helena geht nie in unseren Villa-Garten. Der gehört Herrn Grau (von meinem Partner übrigens Smokie genannt). Beide Katzenherrschaften wohnen wohl unter demselben nachbarschaftlichen Dach, aber um die Villa herum gehen sie getrennte Wege. Ich bin ein Hundemensch. Das weiß Herr Grau, weshalb er jedes Miau für mich so vorwurfsvoll klingend macht. Aber bei uns im Internationalen Künstlerhaus geht es schließlich auch um friedliche Koexistenz und so halten wir es zur Wagnerischen, der wahren fünften Jahreszeit in unserer Landschaft, mit viel Eintracht, die uns unser lateinischer Name ja ohnehin vorgibt.

Nora-E. Go

aviso 4|2011 HEIMAT POSTSKRIPTUM

IMPRESSUM

© Copyright:
Bayerisches Staatsministerium
für Wissenschaft, Forschung und Kunst
Salvatorstraße 2 | 80333 München
ISSN 1432-6299

Redaktion:
Toni Schmid (verantwort.)
Dr. Elisabeth Donoughue
Silvia Bachmair (Adressenverwaltung)
silvia.bachmair@stmwfk.bayern.de
Telefon: 089 . 21 86 22 42
Fax: 089 . 21 86 28 13

aviso erscheint viermal jährlich.

Titelbild: © Herbert Pöhl

Gestaltung:
Gisela und Walter Hämmerle
Atelier für Gestaltung | 84424 Isen
www.atelier-haemmerle.de

Gesamtherstellung:
Konrad Triltsch -
Print u. digitale Medien GmbH
Postfach 1560 | 97197 Ochsenfurt
mail@triltsch.de

MUSEUMSKALENDER 2012

EINLADUNG
ZUM MUSEUMSBESUCH

ab November 2011 kostenlos erhältlich

Ende Oktober 2011 wird Kunstminister Dr. Heubisch im Info-Point »Museen und Schlösser in Bayern« im Alten Hof in München den Museumskalender 2012 vorstellen. Der Kalender präsentiert bayerische Museen, die aus Mitteln des Europäischen Fonds für regionale Entwicklung gefördert werden. Seine Bilder und Texte vermitteln Wissenswertes über die Museen, zu denen ein beigegefügter Gutschein kostenfreien Eintritt gewährt. Der Kalender kann ab November 2011 bei den Bezirksregierungen von Oberfranken, Niederbayern und der Oberpfalz, den Staatsministerien für Wissenschaft, Forschung und Kunst bzw. Wirtschaft, Infrastruktur, Verkehr und Technologie und der Landesstelle für die nichtstaatlichen Museen kostenlos bezogen werden.



aviso 4|2011 HEIMAT PETER ENGEL

3|2009

aviso

Zeitschrift für Wissenschaft und Kunst in Bayern

MICHAEL MITTERAUER DEUTET DEN SINN VON FAMILIENRITUALEN // CHRIS DERCON STIMMT EINE HYMNE AUF DIE KUNSTSTADT MÜNCHEN AN // ROSWIN FINKENZELLER RUFT UNS EIN SCHNEIDIGES „HALLO“ ZU // JOSEF REICHHOF ERKLÄRT RITUALE AUS DEM TIERREICH // ECKHARD HENSCHIED ÜBER NICHOLAS CASES VERBÄNDLICHE LEIDENSCHAFT FÜR BURG NEIDSTEIN



RITUALE

4|2009

aviso

Zeitschrift für Wissenschaft und Kunst in Bayern

KLAUS PODAK RÄT UNS, DAS STREITEN ZU ÜBEN // WILFRIED STROH ZEIGT, WIE SICH SCHON DIE HELDEN DER ILLIAS RACH STREICH UND FADEN BELEIDIGTEN // ROSWIN FINKENZELLER HALT WENIG VOM STREITVERMEIDEN // MARTIN MOSEBACH HÖRST DEN STREITBRUDERN ECKHARD HENSCHIED, DER MIT DEM JEAN PAUL PREIS 2008 AUSGEZEICHNET WURDE // WIN WENDERS LÄSST ÜBER DAS ORPHÉE IN REGENSBURG NICHT MIT SICH STREITEN




DIE KUNST DES STREITENS

1|2010

aviso

Zeitschrift für Wissenschaft und Kunst in Bayern

SVEN GRAMPP FOLGT DER AMEISENSTRASSE DES ERFOLGS // HANS-JOACHIM BUNGARTZ DRÖSELT ELITÄRE GEWISSE AUF // THOMAS NACHREINER LIEGT FÄHRTEN IM DIGITALEN GESTRÜPP // MARTIN HEIDZSCHLBA DURFT AUF DER COUCH // DIETER WIESS UND MARTIN PAUL STICH KESSEN DURCH DIE WELTEN DER BAYERISCHEN FORSCHUNGSVERBÜNDE // EGON JOHANNES GREIFL SPESISTE BEIM SCHIESSL-WIRT IN AMBERG



NETZWERKELN - EVERYTHING IS CONNECTED

2|2010

aviso

Zeitschrift für Wissenschaft und Kunst in Bayern

JOSEF H. REICHHOF ERKLÄRT DEN SPIELTHEATER DES HOMO LUDENS // TOM WERNECK ERFINDET SPIELE // HELMUT SATZGER NUTZT COMPUTERSPIELE FÜR DIE WISSENSCHAFT // NORA GÖHNINGER FREUT SICH AUF DIE VILLA CONCORDIA // HELMUT SCHWABE ERZÄHLT ÜBER SPIELTHEATER IN FRANKREICH // DIETER HANTZSCHEN PORTRÄTIERT KLAUS SCHREINIK // PIANO PAUL HÄLT ANSCHAUENLICHE UNTERRICHT // ECKHARD HENSCHIED BEOBSICHTET



SPIELEN

3|2010

aviso

Zeitschrift für Wissenschaft und Kunst in Bayern

CHRISTIAN STÜCKEL FLIEGT BEKANNTHEITSMÄSSIGEN PASSIONEN // ANDREAS TÖNNERMANN ERKLÄRT DIE ENERGIE DES LASERS // HERMANN UNTERSTÖGER LÄSST LICHTERSTALTE FUNKELN // GERO LEUCHS BETRIEBT PHYSIK DES LICHTS // JOSEF H. REICHHOF BEWIRT SICH UND DUNKEL // KONTRUD GÖHNINGER BELEUCHTET KONKRETEN KUNST IN REGAU // RICHARD LOHLE ZEICHNEN RADIIERT



LICHT

4|2010

aviso

Zeitschrift für Wissenschaft und Kunst in Bayern

ELJA TROIANOW FREUT SICH AUF DAS LITERATURFEST MÜNCHEN // DIETER REHM DRÜCKT GERN DRAUF // OLIVER JANHAUS BRECHT EINE LAZAR FÜR DIE BODOGRA-REFORM // HANS-JOACHIM BUNGARTZ WÄGT WERPEDEIA AB // CHRISTOPH WAGNER HAT BEIFOLG FÜR FORTWÄHREND BEWERTENDESSCH // MATTHEUS WELLMER BEISET SEINE PERSPEKTIVEN DER THERESIEWISSE // SUSANNE FUNKERKIDDELT // PETER ENGEL BEHEIZT SINNENBEWERTUNGSHAFEN



BILDUNG

1|2011

aviso

Zeitschrift für Wissenschaft und Kunst in Bayern

ROSWIN FINKENZELLER AMBIZIERT SICH ÜBER ANSCHWEMMUNGEN // WALTER GRASSJAMP ERKLÄRT KUNSTWETTE // MAX NYFFELER FINDET IN DER MODERNE MUSIK WENIG ZUM LÄCHEN // MICHAEL TITZE LACHT DEN STRESS WEG // BARBARA WILD BEACHTET HUMOR NEUROPSYCHOLOGISCH // MARIA GALZETTI FREUT SICH AUF LYRIC IN MÜNCHEN // RAMONDO WISNICE ALLEIET DIE AGNETEN NEU EIN // DIETER HANTZSCHEN PORTRÄTIERT KAREL-HENZ HOFFMANN



TROTZDEM: LACHEN

2|2011

aviso

Zeitschrift für Wissenschaft und Kunst in Bayern

PETER STROHSCHNEIDER PLÄZIERT FÜR DIE VIELFALT DER WISSENSCHAFTSSPRACHEN // FÜR RALPH MOCKAT IST DIE MUTTERSPRACHE IN DEN NATURWISSENSCHAFTEN UNSETZLICH // HANS-JOACHIM BUNGARTZ OSTRACHTET E-MAILS // ULMICH HOLZBEN ÜBER DIE FÜLLE DER DEUTSCHEN SPRACHE // ROSWIN FINKENZELLER DIETET LEIBENSTIL // NORA GÖHNINGER WIRFT PORTUGIESISCH NACH // UND DIETER HANTZSCHEN PORTRÄTIERT FRANZ-JAYNE BOCHNE



VOM ZUSTAND UNSERER SPRACHE

3|2011

aviso

Zeitschrift für Wissenschaft und Kunst in Bayern

JOSEF H. REICHHOF ZEIGT, LEBEN MÜNDET IN KRISE // GERHARD SCHULZE RÄT, IN KRISEZEITEN BESSER NACHZUEHLEN // ANHIL MÄSSER APPELLEIET AN UNS, DIE KRISE ZU LIEBEN // NORA GÖHNINGER TRACHT DIE ALLTAGSERGEBNISSE BEI DEN HÖRERN // ULMICH HOLZBEN SIEHT, DIE EISZEIT KOMMEN // EVA WAGNER-PASQUER IM VIDEO-DESPRACH



KRISE - WELCHE KRISE?

aviso erscheint viermal im Jahr. Nähere Informationen finden Sie unter www.wissenschaftsministerium.bayern.de/Mediathek/Mediathek.aspx
Bei Interesse an einzelnen Heften wenden Sie sich bitte an die Redaktion (Impressum S. 50).